

Jonas, Friedrich

**Article**

## Die Geld- und Außenhandelstheorie im Gleichgewichtssystem der klassischen Nationalökonomie

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft

**Provided in Cooperation with:**

Duncker & Humblot, Berlin

*Suggested Citation:* Jonas, Friedrich (1955) : Die Geld- und Außenhandelstheorie im Gleichgewichtssystem der klassischen Nationalökonomie, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, ISSN 1619-6244, Duncker & Humblot, Berlin, Vol. 75, Iss. 4, pp. 19-52,  
<https://doi.org/10.3790/schm.75.4.19>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/290828>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

# Die Geld- und Außenhandelstheorie im Gleichgewichtssystem der klassischen Nationalökonomie

Von

F r i e d r i c h J o n a s , Oberhausen

**Inhaltsverzeichnis:** 1. Das Geld in der Binnenwirtschaft: a) Das Geld als Anweisung auf Ware S. 19. — b) Der Wert des Geldes S. 20. — c) Die rationale Theorie des Kredits und des Zinses S. 25. — d) Der Zeitverlauf auf S. 27. — e) Modifikationen der Kredit- und Zinsstheorie S. 32. — 2. Das Geld in der Außenwirtschaft: a) Der Kampf gegen das Bilanzsystem S. 36. — b) Theorie der Goldbewegungen S. 43. — c) Die Außenhandelstheorie bei J. St. Mill S. 50.

## 1. Das Geld in der Binnenwirtschaft

### a) Das Geld als Anweisung auf Ware

Die Darstellung der Bezüge der klassischen Geldtheorie zur Gleichgewichtstheorie entbehrt insofern nicht einer gewissen Problematik, als man sich, unter Berufung auf die Klassiker selbst, lange daran gewöhnt hatte, die geld- und güterseitigen Probleme getrennt zu betrachten. Diese Trennung liegt begründet in der völligen Ungetrenntheit, mit der die Klassiker das Geld als technisches Akzident eines einfach konzipierten, harmonischen Wirtschaftskreislaufs ansahen: Sie vermittelten das Geld nicht durch eine besonders ökonomische Funktion im Kreislauf, und dies ist wiederum auf ihre Opposition gegen den Merkantilismus zurückzuführen. Die klassische Theorie gewann dadurch eine bestechende Klarheit, weil in ihren einfachen Reflexionsbestimmungen das Kausalverhältnis streng durchgeführt wird.

Das Charakteristische der klassischen Geldauffassung zeigt sich schon in der Meinung, die Adam S m i t h über Ursprung und Gebrauch des Geldes hat. Das Geld sei entstanden, um die in der arbeitsteiligen Wirtschaft auftretenden Schwierigkeiten des Zusammenpassens der Tauschpartner zu überwinden. Es ist das Tausch- und Rechenmittel, für

dessen rationelle Ausgestaltung die Wissenschaft sorgen muß. Das Geld gewährt dem Konsumenten die größte Freiheit, die Produktion nach dem höchsten Nutzen zu lenken. Es erscheint als Voraussetzung der Arbeitsteilung in der Produktion und schließlich stellt es eine große Erleichterung des Leihverkehrs dar.

Die Frage nach dem Wesen des Geldes wird von der Idee der Wirtschaft her gestellt: Der Mensch wirtschaftet, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; kann aber das Geld seinen Hunger und Durst und, wenn es hoch kommt, seinen Bedarf nach besserer Wohnung und Kleidung zufriedenstellen? Diese Gegenstände können nur durch Arbeit beschafft werden, sie ist es, die gesellschaftlich zu Wert, subjektiv zu Wohlstand verhilft, und das Geld ist eines der vielen Mittel, dessen sich die Menschen aus spontaner Aktion heraus bedienen, um die Arbeit ertragreicher zu gestalten. So entsteht die Auffassung des Geldes als Anweisung auf Ware und die Vorstellung seiner Neutralität. Als solches befriedigt das Geld „kein Bedürfnis, sein Wert besteht für jeden nur darin, daß es eine bequeme Form ist, Einkommen jeder Art zu empfangen, wobei man die Einnahmen später zu der best gelegenen Zeit in die Formen verwandelt, die für einen nützlich sein können“<sup>1</sup>.

Die Auffassungen über die Substanz des Geldes, seine Regulierungsmöglichkeit, über Zins und Kredit, über Zeitablauf und nicht zuletzt über den Geldwert hängen hier zusammen. J. St. Mill<sup>2</sup> faßt die Ergebnisse der Klassik am schärfsten zusammen, wenn er sagt, die Geldwirtschaft stelle nur eine besondere Methode dar, die Güter gegeneinander auszutauschen, die am Wesen der Vorgänge nichts ändere. „Kurz, es kann, wenn man der Sache auf den Grund geht, in der Wirtschaft der Gesellschaft nichts Bedeutungsloseres geben als das Geld.“ Ebenso schreibt er, es mache keinen Unterschied aus, „ob wir bei der Charakterisierung . . . von Angebot und Nachfrage von Gütern oder von Angebot und Nachfrage von Geld sprechen. Dies sind gleichbedeutende Erscheinungen“<sup>3</sup>.

#### b) Der Wert des Geldes

Grundlage ist hier die schon von Hume entwickelte Quantitätstheorie, die die zirkulierende Waren- und Geldmenge mechanisch einander gegenüberstellt und auf der Voraussetzung der konstanten Zirkulationsgeschwindigkeit aufbaut, so daß Veränderungen der Geldmenge als Ursache für die Veränderung der Preise direkt erscheinen.

<sup>1</sup> J. St. Mill, Grundsätze der politischen Ökonomie, Jena 1913, Dt. v. W. Gehrig, 1. Bd., S. 9.

<sup>2</sup> J. St. Mill, Grundsätze a.a.O., 2. Bd., S. 7 ff.

<sup>3</sup> J. St. Mill, Grundsätze a.a.O., 2. Bd., S. 13.

Ihre logische Vollendung erhält sie bei James Mill, der sie unter der Voraussetzung, daß die Quantität der Sachen unverändert bleibt, als einen Satz von absoluter Wahrheit hinstellt.

Als Grundlage der natürlichen Geldordnung erscheint das Gold, das aber ebenfalls nur Geld ist, weil es umläuft, nicht aber umläuft, weil es von Natur Geld ist und es sich auf ein besonderes Bedürfnis richtet. Die Frage, ob Goldgeld und Papiergeld den gleichen Bestimmungsgründen unterliegen, konnte grundsätzlich nur bejaht werden, obgleich wenigstens in internationaler Beziehung ein Unterschied immer offenbar war. Wenn das Geld nur die Funktion des Tausch- und Rechenmittels hat, nur dazu dient, sich auf bequemere Art Waren zu verschaffen, ist es offenkundig unzweckmäßig, subjektive Elemente, die den Wert des Geldes affizieren könnten, dadurch zu berücksichtigen, daß man es aus einem besonderen Stoff anfertigt. Gold, Noten und Papiergeld werden in ihrer Geldfunktion gleichgesetzt, Anweisungen auf dieses Geld jedoch nicht als Geld behandelt. So entsteht die Currencytheorie. Die Aufgabe der Währungshoheit ist es, das Land mit einem möglichst billigen Geld zu versorgen und den Wert desselben auf der Höhe des Goldes zu halten; auf dieser Basis kann die Versorgung mit Geld dem Selbstinteresse der Individuen überlassen bleiben. „Diese Theorie“, schreibt Wagner, „berücksichtigt im Grunde weder innerwirtschaftliche noch außenwirtschaftliche Faktoren, die eine grundlegende Änderung des Wirtschaftsverlaufes, also eine solche Störung herbeiführen können, die den Prozeß in neue Bahnen zu leiten vermöchte. Der Gedanke des harmonischen Ablaufes, des sich stets wiederherstellenden Gleichgewichts, ist die eigentliche Leitidee.“<sup>4</sup>

Näher auf das Problem der Geldarten geht Rist ein<sup>5</sup>, wir brauchen dies nicht ausführlicher darzustellen. Im einzelnen zeigt sich besonders bei Say eine große Unklarheit, aber auch bei Ricardo, Senior und J. St. Mill läßt sich nachweisen, daß sie an manchen Stellen unterscheiden zwischen den Einflüssen, die das Gold, und solchen, die das Papier auf die Zirkulation ausübt — da alle Fragen, die das Vertrauen in die Währung betreffen, unter dem Gesichtspunkt exogener Störungen behandelt werden. Die moderne Theorie behandelt das Liquiditätsproblem in der Regel unter dem Gesichtspunkt der Unsicherheit der Wirtschaftserträge, indem sie das Geld selbst — ähnlich der merkantilistischen Theorie — als geltende Inkarnation des gesellschaftlichen Reichtums ansieht. Für die Klassiker ist der Anstoß zur geld-

<sup>4</sup> V. F. Wagner, Geschichte der Kredittheorien, Wien 1937, S. 18.

<sup>5</sup> Ch. Rist, Geschichte der Geld- und Kredittheorien von John Law bis heute. Dt. v. G. Büscher, Bern 1947.

theoretischen Betrachtung gerade umgekehrt: Wenn sie bestimmte Geldarten als skeptisch betrachten, so geschieht das nicht deshalb, weil sie den Wirtschaftsprozeß, sondern weil sie das Geld — nämlich das, was der Staat in seine Hände bringen kann — als unsicher ansahen. Die endogen verursachte Deflation ist das Hauptproblem der modernen Theorie, die exogen verursachte Inflation das der Klassiker. Während also über die Ursachen der Geldwertänderung im wesentlichen eine einheitliche Meinung besteht, wie sie sich in der Quantitätstheorie in Verbindung mit der Produktionskostentheorie des Geldes verkörpert, sind die Ansichten über die Wirkungen der Geldwertschwankungen geteilt.

Zunächst findet sich hier der orthodoxe Standpunkt, der ja streng genommen nur der Quantitätstheorie entspricht, da diese ja immer die Formel *ceteris paribus* zugrunde legt: Geldwertschwankungen haben überhaupt keinen Einfluß, sie wirken nur über das allgemeine Preisniveau, nicht über das Preisgefüge, und verändern daher den Wirtschaftsablauf nicht: „An alteration in the value of money has no effect on the relative value of commodities, for it rises or sinks their prices in the same proportion<sup>6</sup>.“ James Mill behauptet, daß sie daher an und für sich „für jedermann gleichgültig“ sind. Insbesondere wird die Gewinnrate und die produzierte Gütermenge durch die Geldwertveränderungen nicht berührt; so schreibt z. B. Ricardo die steigenden Gewinne, die die Unternehmer im Kriege machten, Verbesserungen der landwirtschaftlichen Produktion zu. Die Auffassung von der Transparenz und güterseitigen Bestimmtheit der Wertrelationen, die zugleich eine völlig gleichmäßige Anpassungsfähigkeit in monetärer Hinsicht voraussetzt, entspricht durchaus dem Systemdenken der Klassik. Es wurde jedoch bald klar, daß Veränderungen des Geldwertes nicht ganz gleichmäßig wirken, und daher wurde die Argumentation vereinfacht: Es wird nur noch der Gesamtgeldwert als unveränderlich angenommen in dem Sinne, daß die einen das gewinnen, was die anderen verlieren, was für die Theorie der Absatzwege von entscheidender Bedeutung ist: „A variation in the value of money is of consequence to individuals, but it is insignificant in its effects on the interests of a nation<sup>7</sup>.“

Die Schwäche dieser Erklärung in bezug auf die Vorgänge des Wirtschaftsprozesses war jedoch so offenkundig, daß eine weitere Erörterung von den Wirkungen, die eine Geldwertveränderung hervorruft, folgen mußte. Charakteristisch ist hier, daß angenommen wird,

<sup>6</sup> D. Ricardo, Notes on Malthus „Principles of Political Economy“, London 1928, S. 216.

<sup>7</sup> D. Ricardo, Notes on Malthus „Principles of Political Economy“, S. 156.

daß, solange die Wirtschaft sich selbst überlassen bleibe und nicht durch den falschen Eifer der Bankiers oder Staatsmänner gestört wird, Geldwertveränderungen lediglich als Ausdruck güterseitiger Veränderungen, die ihrerseits vom Gleichgewichtstheorem beherrscht sind, anzusehen seien. Die Geldwertsteigerung wird grundsätzlich als güterseitig verursacht und daher als unschädlich, ja als ein Zeichen von Reichtum angesehen. Da Geld nur deshalb angeschafft wird, um es wieder auszugeben, hängt der Wert des Geldes von der Summe der Umsätze, die es zu bewältigen hat, ab und steigt mit diesen. Die Unternehmer werden hierdurch in ihren Erwartungen keineswegs enttäuscht, wenn sie nur richtig produziert haben, da sich dann der Preisfall auf dem Absatz- und auf dem Beschaffungsmarkt gleichmäßig vollzieht und die Steigerung der Reallöhne parallel geht mit einer Steigerung der Realprofite: „Dans l'échange appelé production, les mêmes services auront obtenue, chacun de leur côté, double quantité de produits; mais ces deux quantités doubles pouront s'acquérir l'une par l'autre comme auparavant<sup>8</sup>.“ Der Wert der Güter und auch der Arbeit bleiben unverändert und damit auch die Profite. Sollte sich wirklich eine Knappheit an Geld bemerkbar machen, so wird diesem Mangel schnell abgeholfen, es ist dies „das Wahrzeichen eines sehr günstigen Umstandes: (und) beweist, daß eine große Menge produzierter Werte da sei“<sup>9</sup>. In diesem Sinne bezeichnet auch Ricardo einmal den Preisfall als ein Zeichen steigender Steuerkraft.

Vereinzelt zeigen sich aber auch andere Ansichten. Wenn gesagt wird, so legt J. St. Mill dar, daß eine Preissenkung unbeachtlich sei, da sie die Wertrelationen nicht verändere, „we answer that this would be true if the low prices were to last for ever“<sup>10</sup>. Das Problem der Erwartungen, das hier auftaucht, wird aber von den Klassikern nicht systematisch behandelt. Jedenfalls wird nie angenommen, daß eine Änderung der Erwartungen das Preisniveau verändern könne, es ist nur die Unelastizität der Erwartungen, die ja dem „objektiven“ System der Klassiker entspricht, die bisweilen die Anpassung verzögert. Die Klassiker unterscheiden zwischen einer Geldwertsenkung, die durch eine Kostensenkung, einer solchen, die partiell durch Fehldisposition, und einer solchen, die durch eine allgemeine Verringerung der Wirksamkeit der Geldmenge verursacht wurde. In der Regel legen sie den ersten Fall zugrunde, da sie den zweiten als momen-

<sup>8</sup> J. B. Say, *Mélanges et Correspondance d'Economie Politique*, Paris 1833, S. 198.

<sup>9</sup> J. B. Say, *Traité etc.* 5. Auflage, Stuttgart 1833, dt. v. C. E. Morstadt, I. Bd., S. 208.

<sup>10</sup> J. St. Mill, *Essay on some Unsettled Questions of Political Economy*, London 1874, S. 71.

taner Anpassungsproblem, den dritten aber als grundsätzlich durch den Staat verursacht ansehen. Staatseingriffe in das Gebiet der Währung werden kritisch betrachtet, auch wenn es sich um eine Steigerung des Geldwertes handelt.

Man kann zwar darlegen, die Klassiker seien der Ansicht gewesen, die Höhe des Preisniveaus spiele keine Rolle. Vielmehr entspricht aber der klassischen Auffassung, die Preisveränderungen seien nur dann irrelevant, wenn sie güterseitig verursacht sind (wie z. B. die Goldbewegungen im internationalen Handel), aber daß von der Geldseite her erfolgte Eingriffe sehr schädlich sind, wie alle exogenen Eingriffe im System der Klassik. Wenn diese Eingriffe auch kein neues Gleichgewicht begründen können, da die Seite, auf der Arbeit und Wert stehen, sich schließlich durchsetzt, so können sie doch einen bestehenden Gleichgewichtszustand empfindlich stören. Besonders zeigt sich dies bei ihrer Einstellung zur Geldwertsenkung, da auf diesem Gebiet die Tendenz, exogene Eingriffe vorzunehmen, naturgem großer ist als auf dem Gebiet der Geldwertsteigerung. Hohe Güterpreise sind zunächst anzusehen als ein Zeichen für die Rückständigkeit der Produktion, sie sind keineswegs ein Förderungsmittel derselben, da die produktive Arbeit die Grundlage der Ausdehnung bildet. Die Ansicht des Adam Smith, daß es nicht die amerikanischen Edelmetalle waren, sondern der amerikanische Markt, der den Produktionsauftrieb veranlaßte, wird unterstrichen. Da jedoch die Vorstellung eines gleichmäßigen wirtschaftlichen Fortschrittes vorliegt — das Individuum verfallt mit der Zeit, schreibt Ricardo, aber mit der Gesellschaft verhalte es sich nicht so — wird die Ursache einer Preissteigerung in der Regel exogenen Faktoren zugeschrieben, wobei zunächst der Staat, dann aber die Banken im Mittelpunkt des Interesses stehen. Die Meinung ist hier grundsätzlich ungeteilt, daß die Geldwertsenkung ein großes Ubel darstelle, weil sie Vertrauen und Sicherheit zerstöre und die unfruchtbare Spekulation fördere. Say sieht jedoch auch das an und für sich Unerklärliche, daß mit sinkendem Geldwert die Produktion floriert: „En dépit des principes qui nous enseignent que la monnaie ne joue que le rôle d'un simple intermédiaire et que les produits ne s'achtent au fond qu'avec des produits, une monnaie plus abondante favorise toutes les ventes et la reproduction de nouvelles valeurs<sup>11</sup>.“ Ricardo muß Malthus die Konzession machen, daß ein Sinken des Geldwertes die Profite steigere, jedoch nur kurzfristig, da die Löhne augenblicklich folgen. Die besondere Konzeption, die die Klassiker von der gesellschaft-

<sup>11</sup> J. B. Say, Cours Complet d'Economie Politique Pratique, VII. Ed., Bruxelles 1844, S. 219.

lichen Wirtschaft hatten, hinderte sie jedoch daran, diese Phänomene und ihre Bedeutung näher zu verfolgen und insbesondere die unterschiedliche Bedeutung der Richtung, in der sich der Geldwert verändert, zu ergründen.

Dem Staat gegenüber glaubte man sich nach Durchführung der politischen Emanzipation und Bindung der Währung an eine metallische Grundlage genügend gesichert zu haben. Das eigentliche Problem stellen in zunehmendem Maße die Banken dar, denen eine solche Verfassung gegeben werden soll, daß sie einerseits funktionsfähig trotz der verschiedenen geldlichen Anspannung des Wirtschaftsprozesses bleiben, andererseits aber die strenge Interdependenz, die zur Aufrechterhaltung des ökonomischen Gleichgewichts erforderlich ist, gewahrt bleibt. Scylla und Charybdis, sich verkörpernd im Currency- und Bankingprinzip, konnten die Klassiker nicht überwinden, zutiefst wohl deshalb, weil die Konzeption, die sie vom Wirtschaftskreislauf hatten, sich in steigendem Maße als verfehlt erwies.

### c) Die rationale Theorie des Kredits und des Zinses

Ausgangspunkt der klassischen Kredit- und Zinstheorie ist der Kapitalbegriff als Inbegriff aller Güter, die die Produktion ertragreicher machen und Arbeiter unterhalten, ein Kapitalbegriff, in welchem die ungestörte Realisierung des Kapitals schon enthalten ist, denn unverkaufte Bestände und ungenützte Kapazitäten werden nicht zum Kapital gerechnet. Für die leihweise Inanspruchnahme dieses Kapitals wird Zins gezahlt; der Gegenstand von Angebot und Nachfrage ist jedoch nicht das Geld, sondern das Kapital. Geld spielt hier wie auch auf den anderen Märkten nur eine Vermittlerrolle<sup>12</sup>. Eine Veränderung des Geldvolumens ist daher irrelevant, sie wirkt nicht auf den Preis der Kapitaldisposition, sondern nur auf die Güterpreise<sup>13</sup>. Die Banken sind keine „powerful engines“, die zum Wohlstand des Landes dadurch beitragen könnten, daß sie sein Kapital vermehren oder sein Einkommen, aus dem dieses gebildet wird<sup>14</sup>. Sie

<sup>12</sup> „Geld kann an sich nichts von der Aufgabe des Kapitals vollbringen, da es die Produktion nicht unterstützen kann.“ J. St. Mill, Grundsätze a.a.O., 1. Bd., S. 82.

<sup>13</sup> „The rate of interest is not regulated by the abundance or scarcity of money.“ D. Ricardo, The High Price of Bullion, London 1810, S. 43.

<sup>14</sup> „The successive possessors of the circulating medium have the command over this capital; but however abundant may be the quantity of money or of bank notes; though it may increase the nominal price of commodities; though it may distribute the productive capital in different proportions; though the bank . . . may enable A to carry on part of the business formerly engrossed by B and C nothing will be added to the real revenue and wealth of the country.“ D. Ricardo, The High Price a.a.O. S. 49.



haben nur die Aufgabe, einen Markt darzustellen, auf dem das realiter vorhandene Leihkapital in fungibler Form gehandelt werden kann, und dadurch dafür zu sorgen, daß die Verwendung des Kapitals in den Händen der besten Wirte geschieht. Kredit stellt nur die Übertragung von Leihkapital von dem, der gespart hat, auf den, der investieren will, dar, und die Banken haben die Pflicht, diese einfachen Vorgänge nicht zu verdunkeln. Sie haben trotz dieser Beschränkung auf die Vermittlerrolle, die ja organisatorisch ihren Ausdruck in der auch äußerlichen Trennung der Bankfunktionen gemäß dem Currencyprinzip fand, eine wichtige Aufgabe dadurch, daß sie die beste Verwendung und die stärkste Vermehrung der Produktivkräfte — indem sie Veranlassung geben, den produktiven auf Kosten des unproduktiven Konsums zu erhöhen — fördern. Wenn die Banken von sich aus den Geldumlauf steigern, werden sie dadurch nicht die güterwirtschaftlichen Beziehungen, zu denen ja auch der Zins gehört, verändern, sondern sie selbst zugrunde richten und die Wirtschaft verwirren. Die Theorie, daß allein die Produktion der Produktion Absatz verschafft, erfordert, daß der Zins durch die Produktion bestimmt werde, daß er Angebot und Nachfrage nach Kapitaldisposition ausgleicht, aber nicht etwa Geldmenge und Liquiditätsneigung, da er in diesem Falle der Produktion als Datum gegenübertreten würde, an das diese sich unter Umständen nicht anpassen kann. Es wäre aber verfehlt anzunehmen, daß ein hoher Liquiditätshang oder ein hoher Zins per se das klassische Gleichgewicht zerstören müßte. S a y — nachdem er natürlich auch die Theorie vertreten hat, daß die ausgeliehene Sache nicht Geld sei und der Zins also nicht durch das Geldvolumen bestimmt werde — stellt sich schon außerhalb des klassischen Systems, wenn er behauptet, daß „ein niedriger Zinsfuß für eine Nation sehr vorteilhaft sei“<sup>15</sup>, da er eine Senkung der Kosten darstelle und, sowie der Zins falle, die Produktion sich erweitere, wobei er den Kausalzusammenhang, der nach Ansicht der Klassiker vorliegt, umkehrt. Er stimmt S t e u a r t zu, der einen sinkenden Zins mit dem Abfluß von Wasser aus einem Überschwemmungsgebiet vergleicht. Erwägungen über die Preishöhe haben jedoch für die Klassiker grundsätzlich nur Relevanz bezüglich der Frage, ob ein Preis Gleichgewichtspreis ist oder nicht, Höhe oder Tiefe sind dabei gleichgültig, wenn nicht jemand auf den Gedanken kommt, sich über die Kargheit der Natur zu beklagen und werttheoretische Erwägungen mit wohlstandsmäßigen verwechselt. Der Zins hat seine Aufgabe erfüllt, wenn er das getreue Abbild der ihm

<sup>15</sup> J. B. S a y, *Traité etc.* 1. Aufl., dt. v. L. H. Jakob, Halle 1807, 2. Bd., S. 214/215.

zugrunde liegenden Faktoren darstellt, weil dann die Produktion, die sich am Zins ausrichtet, optimal bestimmt wird und in Gegenwart und Zukunft den größtmöglichen Ertrag liefert. *Say* schreibt dem Zins auch eine Bedeutung hinsichtlich der Schnelligkeit der Umsätze zu; aber einerseits rechnen die Klassiker sowieso mit reibungslosem Absatz, andererseits würde ja durch das Müßigliegen viel mehr Wert als nur der Zins, nämlich das ganze geschaffene Einkommen, als Verlust zu rechnen sein. *Says* Haltung ist hier wie auch in manchen anderen theoretischen Fragen verworren<sup>16</sup>, die klassische Haltung tritt bei ihm nicht ungebrochen hervor. Nach dieser hat der Zins keinen Einfluß auf das Volumen, sondern nur auf die Richtung der Produktion, die er in Übereinstimmung mit dem verfügbaren Kapitalangebot zu halten hat. Er regelt den alternativen Konsum, das liegt schon in dem Begriff der „abstinence“, der dann bei *Senior* hervortritt.

#### d) Der Zeitverlauf

Die gesellschaftliche Organisation der modernen Wirtschaft trennt nicht nur den Arbeiter vom Produktionsmittel, sondern auch den Eigentümer dieses Produktionsmittels von dem Produkt. Im Begriff „Kapital“, einerseits bezogen auf die Lohnarbeit, andererseits auf den Zeitablauf, sind beide Bestimmungsgründe aufgehoben. Einer vornehmlich zirkulatorisch ausgerichteten Theorie erscheinen sie als Probleme der Lohnbestimmung und der Geldhaltung, wobei beide gewöhnlich isoliert werden, was von der klassischen Annahme seinen Ausgangspunkt nimmt, daß das Geld auf Verteilung und Produktion keinen selbständigen Einfluß habe. Nach der individuellen Emanzipation von der Zeit, von dem sich in ihrem Ablauf vollziehenden Rhythmus von Saat und Ernte durch Handel und Übergang zu handwerklich-industriellen Produktionsmethoden, wird im Begriff des Kapitals die Zeit aus einer individuellen zu einer gesellschaftlichen Kategorie, wird die Gesellschaft im Bilde der klassischen Ökonomie zu einer zweiten (ebenfalls unreflektierten) Natur emporgehoben. Die Zeit erscheint als natürliche Zeit, deren Achse wie die des Naturwissenschaftlers eindeutig determinierbar ist. Es ist in letzter Konsequenz die Welt des *Laplace* schen Dämons, der im Besitz einer Weltgleichung ist, die in der Form „eines unermesslichen Systems simultaner Differentialgleichungen ... Ort, Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit jedes Atoms im Weltall zu jeder Zeit“<sup>17</sup> voraussagen kann, einer aus der inner-

<sup>16</sup> Schon *Ricardo* schätzte *Say* entsprechend ein, vgl. *Letters to T. R. Malthus*, Oxford 1887, S. 179. Ebenso sein erster Rezensent in Deutschland, vgl. *Göttingische gelehrte Anzeigen*, Göttingen 1816, S. 510 ff.

<sup>17</sup> *M. Bense*, *Konturen einer Geistesgeschichte der Mathematik*, Hamburg 1948, S. 93.

weltlichen Askese des modernen Rationalismus herauswachsenden Folgerung der Prädestinationslehre, die je länger desto mehr das Welt- und Menschenbild des Nationalökonomen beherrscht. Das unvermittelte Subjekt-Objekt-Verhältnis und die daraus folgende bloß experimentelle Möglichkeit menschlichen Verhaltens liefern die Grundlage für eine strenge Rationalität.

James Mill zeigt hier, methodologisch verständlich, die extremste Haltung: „Time is a mere abstract term. It is a word, a sound. And it is the very same logical absurdity to talk of an abstract unit measuring value and of time creating it.“<sup>18</sup> Für die Preislehre wird derselbe extreme Standpunkt auch von Say eingenommen: „Wenn die Preise sich nicht nach dem regulierten, was gegenwärtig im Umlauf ist, sondern nach dem, was darein kommen kann, so würden sie sich auch nicht nach dem regulieren, was gegenwärtig produziert ist, sondern nach dem, was produziert werden kann: das heißt nach einer unbestimmten Quantität, welches ungereimt ist.“<sup>19</sup> Die „Objektivität“ des klassischen Systems, auf die wir oben schon Gelegenheit hatten hinzuweisen, tritt hier noch einmal schön hervor<sup>20</sup>.

Dieser Standpunkt aber, der den Zeitfaktor völlig ausschalten will, kann jedoch nicht als dominant angesehen werden. Das Charakteristische ist jedoch, daß die Zeit als die Dimension angesehen wird, in der sich die Anpassung der Wirtschaft an das durch objektive Daten bestimmte Gleichgewicht vollzieht. So zieht Ricardo auch in seiner Wertlehre die Zeit nicht zur Betonung der Unsicherheit, sondern als einen zweiten objektiven Wertbestimmungsgrund heran. Hierin sieht er das eigentlich Wissenschaftliche seiner Theorie, die den strengen Zusammenhang der Erscheinungen aufdeckt und sieht daher Malthus als oberflächlich an, da dieser über die dauernde Natur der Dinge zugunsten einiger Störungen hinwegzusehen scheint<sup>21</sup>. Im 16. Malthusbrief schreibt er: Was ich sage, ist wahr über einen beträchtlichen Zeitablauf hinweg. Ich gebe zu, daß in der kurzen Periode andere Bestimmungsgründe herrschen können, aber ich richte mein Interesse auf den schließlichen Gleichgewichtszustand. Da die natürliche Tendenz der Dinge „vollständig unabhängig von diesen zufälligen Ursachen“<sup>22</sup>, die im „short run“ wirksam werden, ist, steht außer Zweifel, daß das Gleichgewicht endlich erreicht werden wird. Ab-

<sup>18</sup> Zitiert bei S. N. Patten, *The Interpretation of Ricardo*, Q. J. E. 1893, S. 350.

<sup>19</sup> J. B. Say, *Traité etc.* 5. Aufl., a.a.O., 2. Bd., S. 124.

<sup>20</sup> Vgl. Ricardo, *Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung*, dt. v. H. Waentig, Jena 1921.

<sup>21</sup> Die bekannte Stelle findet sich in den Briefen an Malthus a.a.O. S. 127.

<sup>22</sup> D. Ricardo, *Grundsätze* a.a.O. S. 80.

weichende Tendenzen können vernachlässigt werden: „Il est en cela comme du vol et de la spoliation qui jouent un rôle dans la distribution des richesses.“<sup>23</sup> Es ist nicht so, daß nach der Systemidee der Klassiker die Erwartungen völlig ausgeschaltet sind. Das Individuum muß ja zu einem gewissen Grade unwissend sein, aber Erwartungen werden hier immer korrigiert durch objektiv feststehende Daten, die sich zu den Abweichungen wie die normale Einkommensproduktion zu Raub und Diebstahl verhalten. Es wird so die Freiheit des Individuums, und — was nur die andere Seite hiervon ist — die Unabhängigkeit des Datenkranzes gewährleistet. Fällt z. B. der Preis des Gutes a von 10 auf 8, so wird der Konsument, der weiß, daß er das Gut langfristig nur zum Preise von 10 erhalten kann, die vom Gleichgewicht abweichende Tendenz aufhalten. Dies ist, wie wir schon an anderer Stelle feststellten, die systemgerechte Interpretation der Theorie der Absatzwege, daß das tauschende Individuum in der Regel weiß oder doch wissen kann, wie die tatsächlichen Daten sich verhalten und daher Störungen und die Einwirkungen aller „Leidenschaften“ auf die Preise als Abweichung von der normalen Tendenz erfaßt werden können. Der Unternehmer wird nicht produzieren, „wenn er nicht im voraus wüßte, daß das daraus hervorgehende Produkt ihm nicht nur seine Vorschüsse ersetzen, sondern ihm außerdem noch einen Gewinn bringen würde“<sup>24</sup>. Das Zeitmoment, das in der modernen Theorie eine so große Rolle spielt, ist hierdurch praktisch ausgeschaltet. Der Satz von M a l t h u s und S i s m o n d i (daß nämlich die Nachfrage der Produktion voraus gehen müßte) hat daher auch eine gewisse Richtigkeit, wenn er dahin ausgelegt wird, daß der Unternehmer wissen kann, was er produzieren muß, um Absatz zu finden, wengleich es natürlich absurd wäre anzunehmen, daß die Nachfrage vor der Produktion da sein könnte. Hieraus folgt auch, daß die Produktion im Moment ihrer Fertigstellung umgesetzt werden kann, und ein Aufschub wegen des damit verbundenen Verlustes töricht ist. Zwischen dem Geld und der Ware wird hierin kein Unterschied gemacht, das Geld, das im Kasten des Kaufmanns liegt, ist genau so ein müßiger Wert wie die Ware in seinem Lager. Geld kann freilich das Individuum besser umsetzen und daher erscheint es dem Privatmann vorteilhafter und „au vulgaire“ als Ware aller Waren, während der Kaufmann natürlich weiß, daß er allein durch seinen Warenumsatz verdient. Die Schatzbildung erscheint dem Kaufmann niemals als Zweck, sondern nur als Resultat des Zirkulationsprozesses,

<sup>23</sup> J. B. S a y, *Traité* etc. 5. Aufl., Paris 1826, 2. Bd., S. 168.

<sup>24</sup> J. B. S a y, *Cours Complet* etc. Dt. v. J. V. T h e o b a l d, Stuttgart 1829, 1. Bd., S. 179.

in dem Einnahmen und Ausgaben auseinanderfallen. Der Prozeß selbst und die in ihm erfolgende Bedarfsdeckung stellen das eigentlich Rationale dar und verkörpern daher einen doppelten Widerspruch zum Merkantilismus, in welchem — wie Marx sagt — die Geldaufhäufung die barbarische Form der Produktion um der Produktion willen ausdrückt. Gegenüber dieser Rationalität erscheint das Geld nur als Mittler, das, vom Zeitablauf unberührt, nur die Sphäre der Zirkulation behaust: „Quâcunqve viâ datâ“, wie Senior sagt<sup>25</sup>. Das Horten erscheint als ein Zeichen von Unreife und Dummheit derer, die noch nicht in dem wirklichen Handelsleben stehen: „C'est-à-dire“, so antwortet Say Malthus, „que vous supposez qu'on s'imposerait généralement un jeûne extravagant par plaisir et sans dessin“<sup>26</sup>. Genau so gut könne man aber als Störungsgrad den Fall des Mondes auf die Erde annehmen. Die gleiche Ansicht vertritt Ricardo, allerdings mit der charakteristischen Einschränkung: „Solange der Kapitalprofit hochsteht“<sup>27</sup>. Niemals trifft es aber auf die Nation als Ganzes zu, daß ihr das Geld vorteilhafter als Güter erscheint, denn ihre Kapitale sind in tausenderlei Gestalt angelegt, und sie wird daher — als ob Planwirtschaft bestünde! — „niemals in den Fall kommen, daß sie ihre Kapitale plötzlich in Geld verwandeln oder, wie man es nennt, realisieren müßte“<sup>28</sup>. Schließlich versucht Say sogar zu beweisen, daß, wie das Individuum auch sein Einkommen verwende, es keinen Schaden anrichten könne. Es entzieht, auch wenn es sein Einkommen vergräbt, nichts der Kapitalmasse des Staates, da es ja sein Kapital wiederherstellt. Es beeinträchtigt auch keinen anderen um diese Summe, da es ja keinen Wert empfangen hat, ohne einen Gegenwert zu geben; das vergrabene Geld ist genau so ohne Bedeutung, wie das noch in den Bergadern befindliche Edelmetall, was ihn jedoch nicht hindert festzustellen, daß das Auffinden und Verwenden eines solchen Schatzes vorteilhaft sei und im gleichen Atemzuge noch, „daß jede Ersparnis immer verwandt und konsumiert bleibe“<sup>29</sup>. Bei Say liegt hier überhaupt keine Klarheit vor.

Ist nun aber — absehend von der herrschenden klassischen Ansicht und auch von der selten vertretenen, daß nur eine Preisveränderung erfolge — eine Vergrößerung der Geldhaltung ein Widerspruch zum Gleichgewichtstheorem? Nicht unbedingt: Wenn nämlich

<sup>25</sup> N. W. Senior, *An Outline of the Science of Political Economy*, Neuaufgabe, London 1938, S. 170.

<sup>26</sup> J. B. Say, *Mélanges et Correspondance d'Economie Politique*, Paris 1833, S. 217/218.

<sup>27</sup> D. Ricardo, *Grundsätze* a.a.O. S. 294/295.

<sup>28</sup> J. B. Say, *Traité* etc. 1. Aufl. a.a.O., 1. Bd., S. 145.

<sup>29</sup> J. B. Say, *Traité* etc. 5. Aufl. a.a.O., 1. Bd., S. 169.

einerseits das Geld als Ware produziert wird und andererseits der Zugang zu den Produktionsstätten frei ist, so daß nicht die Mehrheit der Bevölkerung vom Einkommen (oder der Einkommenserwartung) einer kleinen Schicht der Bevölkerung abhängig ist, also das Gleichgewicht ihrer Wirtschaftspläne nicht wesentlich von der Entscheidung anderer Wirtschaftspläne abhängig ist — oder aber, wie die Klassiker es durchweg zugrunde legen, diese Wirtschaftspläne miteinander konsistent sind — so wird keine Störung eintreten, sondern nur eine Umlenkung der Produktion und bei entsprechender Unergiebigkeit der Bergwerke Verarmung<sup>30</sup>. Indien ist deshalb so arm, weil es auf Grund einer zu hohen Liquiditätspräferenz die Produktion falsch ausgerichtet hat. Wenn aber **Robertson** aus diesem Grunde sagt: „But that conclusion is old-fashioned Ricardo and not newfashioned Keynes“<sup>31</sup>, so ist das insofern etwas mißverständlich, als **Keynes** und **Ricardo**, auch wenn sie sich mit derselben „Tatsache“ beschäftigen, ja ganz etwas anderes meinen: In dem einen Falle handelt es sich um das Normale des Kreislaufs selbst, in welchem die Wirtschaftspläne konsistent bleiben, in dem anderen jedoch um schmerzhaft Abweichungen von diesem Normalen, in welchem die Interessenverfolgung der einzelnen Gesellschaftsmitglieder aufeinander angewiesen und doch antagonistisch bleibt, „antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen herauswachsenden Antagonismus“<sup>32</sup>. In der Auffassung der Wirtschaftssubjekte deutet sich hier ein Wandel an, aus welchem die Konzeption eines irrationalen, d. i. grundsätzlich unvorhersehbaren, Zeitverlaufs erst folgt. Während **Ricardo** eine Homogenität der Anpassung und eine solche Interdependenz annimmt, daß die rationalste Handlung des Individuums auf das Gesamtwohl determiniert ist, und überhaupt keine Bindung des Einkommens des Einen an das eines bestimmt Anderen (oder einer Interessengruppe) vorliegt, jeder daher im Rahmen der „Naturgesetze“ im wesentlichen nur über sein eigenes Schicksal entscheidet, hat ja die Theorie von **Keynes** unter anderem das Verdienst, darauf hinzuweisen, daß die Gesellschaft nicht so konsistent aufgebaut ist, wie die Klassiker es annahmen und heute noch oft in der Theorie zugrunde gelegt wird, und daß die herrschenden Interessen (der Wohlstand der Reichen) nicht mit denen der Gesellschaft (der Beschäftigung der Armen) identisch zu sein brauchen. Von dieser Perspektive erst

<sup>30</sup> Ein völlig unelastisches Papiergeld ist offenbar nur ein Grenzfall einer unter dem abnehmenden Ertragsgesetz arbeitenden Goldproduktion.

<sup>31</sup> D. H. **Robertson**, *Essays in Monetary Theory*. London 1948, S. 28.

<sup>32</sup> K. **Marx**, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, Neuauflage, Berlin 1947, S. 14.

ergibt sich der Unterschied zwischen dem Zeitbegriff, wie er bei den Klassikern herrscht und um dessen Erfassung sich die moderne Theorie bemüht.

#### e) Modifikationen der Kredit- und Zinstheorie

Die Entstehung des Kreditgeldes brachte neue Probleme. In ihm ist die Geldmenge unmittelbar an die Ware gebunden. Es ist also einerseits die Konsequenz der Tatsache, daß die Waren zugleich als sinnliche und übersinnliche (gesellschaftliche) Dinge in die Welt treten, und wurde als solches von der Bankingtheorie gefeiert. Andererseits stellte es aber eine Durchbrechung des Prinzips dar, daß gesellschaftliche Dinge nicht von individueller Macht abhängig sein dürfen, und wurde als solches von der Currencytheorie bekämpft.

Die Erklärung der Wirtschaftsexpansion und -kontraktion, um die sich neben S a y besonders J. St. M i l l bemüht, bleibt unsystematisch, „le jeu sur les marchandises“ oder die Spielwut der Kaufleute werden verantwortlich gemacht, und wenn auch J. St. M i l l wesentlich eine monetäre Erklärung sucht, kann er sich doch zu keiner klaren Stellungnahme entschließen. Er zählt die Vor- und Nachteile der einzelnen Geldsysteme und -arten auf, aber seine Konsequenz ist etwa die: wenn wir alles genau wüßten, könnten wir unser Geldwesen sehr zweckmäßig einrichten. J. B. S a y beschränkt sich darauf, ohne auf die eklatanten Widersprüche zu seiner sonstigen Theorie zu achten, T o o k e zu übernehmen. Daß überhaupt ein wesentlicher Unterschied gegenüber den frühkapitalistischen Krisenerscheinungen (Tulpen-schwindel, Südseebubble usw.) vorlag, wird nicht bemerkt. Gerade J. St. M i l l ist es, der die „metaphysical necessity“ des S a y schen Theorems verteidigt. Die Übersteigerungen und der plötzliche Zusammenbruch der Zirkulation erscheinen als etwas Unregelmäßiges, als etwas Unseriöses, als etwas, was mit dem Gebaren eines „ehrbareren Kaufmanns“ unvereinbar ist. S a y erscheinen zunächst Stockung wie Übertreibung der Zirkulation als exogen verursacht. „Die Zirkulation“, sagt er im Hinblick auf Kriege, Embargo, Steuern, „erlahmt weit leichter durch Hindernisse, worauf sie stößt, als durch Mangel an Aufmunterungen<sup>33</sup>.“ In diesem Fall stellt sich die Erscheinung ein, daß das Geld nicht kaufen will, weil es einen Preisfall, die Ware nicht verkaufen will, weil sie eine Preissteigerung erwartet, und es zeigen sich auf beiden Seiten müßige Kapitale. An anderer Stelle gibt er eine Erklärung, die nicht den Staat, sondern die Banken für den Zusammenbruch verantwortlich macht, wobei er sich eng an

<sup>33</sup> J. B. S a y, *Traité etc.* 3. Aufl., dt. v. C. E. Morstadt, Heidelberg 1818, 1. Bd., S. 262.

Tooke anschließt: Mit Hilfe des Kreditsystems konnten die Banken ihre Vorschüsse stark vermehren, dadurch stieg die Summe der umlaufenden Kapitale (!) und die Zinsrate fiel. Durch die Senkung des Zinses wurde die Produktion verbilligt, durch die Geldvermehrung die Preise gesteigert, die Unternehmer setzten ihre Kapitalbestände auf das Äußerste herab und machten große Gewinne, weil sie billig einkauften und teuer verkauften. Zudem veranlaßte das geringe Vertrauen in das Papiergeld die Konsumenten, schneller zu kaufen, und mit Hilfe des Diskonts von Handelspapieren wurde die Spekulation immer weiter getrieben, bis sie schließlich in keinem Verhältnis zu den von den Unternehmern besessenen Kapitalien stand. So kam es zur Kreditkrise, Banken und Unternehmungen brachen zusammen: „Toute espèce de marchandises ayant baissé audessous de leur frais de production, une multitude d'ouvriers sont restées sans ouvrage<sup>34</sup>.“ In diesem Zusammenhang muß er auch zugeben, daß seine frühere Behauptung: „Ein Wert in Ware gilt ganz ebensoviel als der nämliche Wert in Geld“<sup>35</sup> unrichtig ist, daß dem Geld vielmehr eine besondere Bedeutung zukommt: „Nulle valeur ne peut remplacer celle-là, parce qu'elle possède des qualités qui ne se rencontrent pas dans une autre marchandise<sup>36</sup>.“

Alle diese Äußerungen stehen aber in keinem System, und nicht anders ist es auch bei J. St. Mill, der diesen Fragen einen noch größeren Raum widmet. In Verbindung mit der Unsicherheit des Wirtschaftslebens<sup>37</sup> ist es der Kredit, dessen Übersteigerung in der Handelswelt einen epidemischen Anfall von Spekulation auslösen kann. Er nimmt ausdrücklich das Goldgeld aus und betont, daß es das Kreditgeld sei, das die Interdependenz der wirtschaftlichen Vorgänge aufhebe. Er ist aber der Ansicht, daß hierdurch die Theorie der Absatzwege nicht berührt werde: „Aber es ist ein großer Irrtum, wenn man mit S i s m o n d i annimmt, eine Handelskrise sei die Wirkung eines allgemeinen Übermaßes der Produktion. Sie ist lediglich die Folge eines Übermaßes an Spekulationskäufen. Sie ist nicht ein allmähliches Herankommen niedriger Preise, sondern ein plötzlicher Rückschlag nach außerordentlich hohen Preisen: ihre unmittelbare

<sup>34</sup> J. B. Say, Cours Complet a.a.O. S. 224.

<sup>35</sup> J. B. Say, Traité, 5. Aufl. a.a.O., 1. Bd., S. 244.

<sup>36</sup> J. B. Say, Cours Complet a.a.O. S. 224.

<sup>37</sup> „Bei dem Abwägen der Zukunft gegenüber der Gegenwart ist die Ungewißheit aller zukünftigen Dinge ein ausschlaggebendes Element“ Grds. 1. Bd., S. 250. In seinem Essay etc. a.a.O. S. 68 stellt er fest, „that unreasonable hopes and unresonable fears alternately rule with tyrannical sway . . . Except during short periods of transition there is almost always either great briskness of business or great stagnation“. Dies ist bei ihm aber als rein „empirische“ Feststellung zu werten, nicht als theoretische Erkenntnis.



Ursache ist eine Einschränkung des Kredits und das Heilmittel hiergegen nicht eine Verringerung des Warenangebots, sondern eine Wiederherstellung des Vertrauens<sup>38</sup>.“

Außerdem könne eine Krise nur kurzfristig existieren, da sie nur so lange herrscht, als sich die Wirtschaft noch nicht auf den niedrigen Preisstand eingestellt hat. Diese Trennung von Geld- und Realkreislauf verleitet ihn auch dann zu der Behauptung, die Gültigkeit des S a y schen Theorems erstrecke sich nur auf die Tauschwirtschaft, denn eine Überproduktion von Gütern im Verhältnis zu Gütern sei nicht möglich, wohl aber eine solche von Gütern im Verhältnis zu Geld, wobei er auch seinen Vorgängern unterstellt, eine solche Unterscheidung getroffen zu haben, was aber nicht zutrifft.

Bei einer solchen Einstellung liegt es natürlich nahe, durch eine Bankgesetzgebung zu versuchen, den natürlichen Lauf der Dinge wiederherzustellen, denn seit der englischen Währungsverwirrung und dem Bullion-Report hatte sich die Kluft, die schon immer in der englischen Geldtheorie bestand, nämlich ob die Preise bestimmt wären durch die Konkurrenz der Warenbesitzer, die das zur Zirkulation erforderliche Geld dann anzögen, wie es S t e u a r t behauptete, oder ob die Geldmenge als autonomer Faktor quantitativtheoretisch hinzutrete, wie es H u m e sagte, ständig vertieft. Der Streit, der darum ging, ob der „demand of capital“ gleich oder nicht gleich sei mit dem „demand of circulation“, braucht hier nicht näher dargestellt zu werden. Wichtig ist nur die beiden Schulen gemeinsame Konzeption einer in Einkommens- und Geschäftskreislauf (trotz oder ohne Banknote) sauber eingeteilten Wirtschaft, wobei ersterer als Datenkranz sicherer Orientierung dient. Dieser wird nun entweder durch zusätzliche Geldkaufkraft in Unordnung gebracht (Currencytheorie), oder aber es erfolgt eine Fehlleitung des Geldkapitals, wofür entweder die Notenbank oder die Depositenbanken verantwortlich gemacht werden. Mehr als eine Erklärung der Symptome der Veränderungen, die die Produktionssphäre unter dem Einfluß des Kredits erleidet, wird jedoch nicht gegeben. Die Krisen entstehen, wie O v e r s t o n e sagt, aus „irgendwelchen vorbestimmten Umständen“<sup>39</sup>, die aber als exogen jenseits grundsätzlicher Kritik bleiben. Das Bild von der Natur der Wirtschaft wird hierdurch in keinem Fall verändert, und auch dem Geld werden keine neuen Funktionen zuerkannt (erst S c h u m p e t e r stellt den Kredit in den Mittelpunkt einer Entwicklungstheorie). Es handelt sich hier nur um die Frage, unter welchen Auspizien das Geld am besten seine Zirkulationsfunktion ausüben

<sup>38</sup> J. St. Mill, Grundsätze a.a.O., 2. Bd., S. 119.

<sup>39</sup> Zit. bei W a g n e r a.a.O. S. 346.

kann, es handelt sich nicht um die Frage, ob Aufschwung und Zusammenbruch wesentlicher Bestandteil einer bestimmten Wirtschafts-, sondern ob sie Bestandteile einer bestimmten Geldordnung seien. Ricardo und seine Nachfolger behaupteten dies ganz energisch, aber bei J. St. Mill wird der Widerspruch, in den sich eine Theorie notwendig setzen muß, die die Wirtschaft einerseits als der menschlichen Willkür, andererseits als strenger Gesetzlichkeit unterworfen sieht, klar. Das Problem bleibt bei ihm offen. Der Kredit und seine Wirkungen werden immer mehr zum Skandalon einer Theorie, die von einer naturgesetzlichen Abhängigkeit der Glieder voneinander ausging, und nun sieht, daß diese Gesetze immer nur in bestimmten Phasen des Wirtschaftsablaufs Geltung haben. So ergibt sich das Paradoxon, daß, während der kurze Schein einer tatsächlichen Beherrschung der Praxis durch die Theorie (Currencyprinciple) sich verflüchtigt, sich die Theorie auf die Suche nach neuen Naturgesetzen macht, die die „disturbing causes“ erklären sollen. Strukturell unterscheiden sich hier Currency- und Bankingtheorie nicht; die eine gibt eine mehr monetäre, die andere eine mehr kreditäre Erklärung, aber was die besonderen Bestimmungsgründe des Geldes sind und warum diese eine besondere Bedeutung erlangen, legen beide nicht dar. Sie registrieren die Tatsachen, jede in ihrem Sinne, sie wiederholen, was die Erfahrung lehrt, daß das Gleichgewichtstheorem nicht gilt, wenn die und die Umstände empirisch gegeben sind, aber an die Stelle des Leitungsdrahtes ökonomischer Kausalität, den Adam Smith fand, setzen sie nichts besseres, und so geht das System in die reine Zufälligkeit über.

Eine im Rahmen des klassischen Systems unbedeutende Modifikation ergibt sich aus der Tatsache, daß der Zins ja nicht nur Mietgeld, sondern zugleich für den Verleiher eine Versicherungsprämie für das eingesetzte Kapital darstellt und daher Schwankungen im Vertrauen wichtig werden, die jedoch grundsätzlich nur mikroökonomische Relevanz haben.

Ricardo findet auch, daß der Zins oft dadurch in die Höhe getrieben werden könne, daß in einer Stockung Kredite verlangt werden, um Verluste zu vermeiden. Weiterhin erkennt er, daß der Satz, die Geldvermehrung habe auf den Zins keine Wirkung, nur im „long run“ gilt, solange die zusätzliche Geldmenge nicht von der Zirkulation absorbiert ist: „Interest would, during that interval be under its natural level<sup>40</sup>.“ Von einem direkten Einfluß auf die Gewinne der Unternehmer spricht er jedoch nicht.

<sup>40</sup> D. Ricardo, *The High Price of Bullion* a.a.O. S. 47.

Bei J. St. Mill kann kein Zweifel daran bestehen, daß der Zins maßgeblich vom Geld beeinflußt ist<sup>41</sup>. Eine Goldvermehrung senkt, eine Papiergeldvermehrung steigert den Zins, eine Goldverminderung steigert ihn, und eine Papiergeldverminderung senkt ihn. Was C a n t i l l o n der veränderten Geschäftstätigkeit zuschrieb, schreibt er einer anderen Geldart, dem Papiergeld, zu. Er stellt dann auch fest, daß die Unsicherheit des Wirtschaftslebens eine gewisse Wirkung auf den Zins habe<sup>42/43</sup>.

Man wird aber bemerken, daß hier von einem System und gar von einem „klassischen“ nicht mehr die Rede sein kann, wenngleich J. St. Mill der Ansicht ist, nur eine Ergänzung der an sich richtigen klassischen Ansichten zu geben, genau wie er in seiner Wertlehre alle nur möglichen Bestimmungsgründe aufnimmt.

## 2. Das Geld in der Außenwirtschaft

### a) Der Kampf gegen das Bilanzsystem

Die Ablehnung des Merkantilismus und des Kolonialismus ergibt sich für die Klassiker ebenfalls aus dem S a y s c h e n Theorem. Was soll die Handelseifersucht zwischen den Nationen, wenn einmal eingesehen ist, daß die Produktion der einen auch der Vorteil der anderen ist? Und kann nicht an der merkantilistischen Theorie gezeigt werden, daß sie einerseits falsch und andererseits mit sich selbst im Widerspruch ist? Die klassische Theorie ist schon bei S m i t h und S a y stark ausgebaut, von einer logischen Vollendung kann aber erst bei R i c a r d o gesprochen werden, dem sich James Mill, S e n i o r und M a c C u l l o c h anschließen; bei J. St. Mill zeigt sich schon eine Reihe von Faktoren, die über die klassische Auffassung hinausweisen. Für S a y ist der Hauptgegner der Merkantilismus, während für R i c a r d o der Merkantilismus schon als überwunden gilt, sein eigentlicher Gegner ist M a l t h u s.

Die dritte Folgerung, die S a y aus dem nach ihm benannten Theorem zieht, lautet: Durch den Ankauf ausländischer Produkte wird die inländische Industrie nicht geschädigt, da für jede importierte Ware eine Bezahlung geleistet werden muß. Auch wenn Geld exportiert werden muß, ist eine Störung nicht zu befürchten, denn das Geld

<sup>41</sup> J. St. Mill, Grundsätze a.a.O., 2. Bd., S. 237.

<sup>42</sup> „The disposition of the lenders might be such, that they would cease to lend rather than acquise in any reduction in the rate of interest.“ J. St. Mill, Essay a.a.O. S. 72.

<sup>43</sup> „Persons in general at that particular time, from a general expectation of being called upon to meet sudden demands, liked better to possess money than any other commodity.“ J. St. Mill, Essay a.a.O. S. 116.

selbst konnte ja nur im Tausch gegen Produkte erworben werden. Ankäufe im Ausland eröffnen daher der binnenwirtschaftlichen Industrie einen gleich großen Absatz, ob sie nun mit Waren oder mit Geld geschehen. Daher kann man den Handel getrost den Individuen überlassen, das rationale Handeln eines Individuums wird die anderen nicht schädigen. „Der Staat gewinnt und verliert allein vermittelt seiner Bürger, und was daher in bezug auf das Ausland den Bürgern am zuträglichsten ist, das ist auch am zuträglichsten für den Staat“<sup>44</sup>.

Das System, das die Handelsbilanz zu aktivieren und an ihr den Wohlstand eines Landes zu messen trachtete, war falsch, es konnte nur Schaden, aber keinen Vorteil bringen, denn die Konkurrenz läßt keine überhöhten Profite zu, es bezweckt etwas Unmögliches, nämlich Geld in ein Land zu ziehen, in dem es schon reichlich ist, und es bedeutet schließlich den Ruin des gesamten Handels, denn jedes Land kann nur das liefern, was es produziert: Eine günstige Handelsbilanz wollen, „heißt keinen Handel wollen; denn das Land, mit dem ihr handelt, kann euch nichts dagegen geben, als was es besitzt“<sup>45</sup>. S a y schließt aus der Tatsache, daß ein Land auf die Dauer nichts anderes liefern könne als seine eigenen Produkte, daß es auch in der Lage sein wird, diese unter solchen Bedingungen im Ausland abzusetzen, die seine eigene Produktion nicht beeinträchtigen. Für die merkantilistische Argumentation hat er kein Verständnis. Das zeigt sich auch in seiner Behandlung der Frage, welche Güter am besten ein- und ausgeführt werden. Die Merkantilisten hatten die Tendenz verfolgt, möglichst Rohstoffe ein- und Fertigwaren auszuführen, ganz im Gegensatz zu den Physiokraten, die ausgehend von der Lehre vom „produit net“ das Gegenteil forderten. S a y weist darauf hin, daß es für eine Nation nicht darauf ankomme, bestimmte Waren zu handeln, sondern ihre gewinnbringenden Geschäfte im Ganzen auszudehnen, wozu aber Freiheit das beste Mittel ist. Das Ausland bezahlt uns in jedem Fall unsere Produktivdienste, es sind zwar nicht immer dieselben, „allein immer sind es doch unsere Produktivdienste und wir verkaufen deren für einen gleich großen Wert; folglich gewinnen wir im Ganzen gleich viel“<sup>46</sup>. Daß gross- und netproduce unterschiedlichen Bestimmungsgründen unterliegen können, sieht er nicht (L i s t) und auch nicht die unterschiedliche sozialökonomische Bedeutung, die Rohstoffe und Fertigwaren erlangen können (L u x e m b u r g)<sup>47</sup>.

<sup>44</sup> J. B. S a y, *Traité* etc., 5. Aufl., a.a.O., 2. Bd., S. 95.

<sup>45</sup> J. B. S a y, *Traité*, 5. Aufl., a.a.O., 1. Bd., S. 257.

<sup>46</sup> Ebenda, 2. Bd., S. 375.

<sup>47</sup> Für Jahre der Teuerung nimmt er das Getreide von der freien Ausfuhr aus; generell sei die Lumpenausfuhr zu verbieten. Letzteres läßt sich zwar nicht theoretisch begründen, aber praktisch; S a y war Textilindustrieller.

S a y sieht nicht, daß aus seiner richtigen These, daß eine Nation alles, was sie im Ausland kauft, aus eigenen Fonds schafft, noch nicht folgt, daß der freie Handel hierzu auch das beste Mittel sei, eine Vorstellung, die dann von J. St. Mill angezweifelt wird. Er greift daher auf die Harmonievorstellungen zurück, die dem liberalen Individualismus zugrunde liegen. Sieht er, daß ein Land beim Auslandsabsatz Schwierigkeiten hat, so erklärt er dies dadurch, daß das Empfängerland nicht zuviel, sondern nicht genug produziert. Die Angst davor, der Ausländer produziere zuviel und das eigene Land könne daher keinen Absatz finden, ist nach ihm nur die Angst davor, der Ausländer könne uns seine Waren umsonst geben; solange ein Land exportiert, muß es auch importieren. Die Beschäftigung eines Landes hängt von seinem Kapital ab, und da dies durch den Außenhandel nicht vermindert, sondern sogar wirksamer gestaltet wird, kann der Außenhandel nicht schädlich wirken. Der Schaden kann nur einsetzen, wenn er zum Kapitalexport führt. Hier steht S a y auf dem gleichen Standpunkt wie S m i t h : Kapitale sollen nach Möglichkeit im Inland verwendet werden, denn ihre Besonderheit ist es, nicht nur selbst Einkommen abzuwerfen, sondern auch die anderen Produktionsfaktoren beim Erwerb ihres Einkommens zu unterstützen. Hier ist das Interesse des Kapitalisten oft nicht identisch mit dem der Gesellschaft<sup>48</sup>; am vorteilhaftesten sei das Kapital in der Landwirtschaft verwandt, da es hier auch noch die produktiven Kräfte aus der Erde hervorbringe, eine Ansicht, die auch S m i t h teilt. Aus dem Lande heraus soll man es grundsätzlich nicht lassen, denn es finden sich im Lande immer noch genügend Anlagemöglichkeiten: „Ein mit Verstand angewandtes Kapital kann selbst Felsen fruchtbar machen“<sup>49</sup>. Das steht natürlich mit der klassischen Argumentation und auch mit seinem eigenen, „que plus il y a des producteurs, plus il y a des consommateurs; que par la même raison chaque nation est intéressée à la prospérité des autres“<sup>50</sup>, nicht in Einklang und rührt wahrscheinlich daher, daß S a y einen bestimmten Lohn als Grundlage annimmt, während doch nach der liberalen Theorie jedes Individuum sich an die gesellschaftlichen Notwendigkeiten anpassen muß und erst das Ergebnis dieser Anpassung schließlich das größte Glück der größten Zahl ist. Jeder Produktionsfaktor trägt im Rahmen der Komplementarität zum Einkommen der anderen Produktionsfaktoren bei und nach dem Nutzen, den er in dieser Verwendung stiftet, bestimmt sich

<sup>48</sup> Es liegt hier nicht etwa eine Analogie zu K e y n e s vor, der die Kapitalausfuhr ja nur dann als schädlich bezeichnet, wenn ihr keine entsprechende Warenausfuhr folgt.

<sup>49</sup> J. B. S a y , *Traité etc.*, 1. Aufl., a.a.O., 2. Bd., S. 240.

<sup>50</sup> J. B. S a y , *Mélanges* a.a.O. S. 250.

auch sein Preis. Der Preis kann aber nicht den größten Nutzen anzeigen und somit zum größten Einkommen führen, wenn die Produktionsfaktoren nicht frei beweglich sind. Jeder Produktionsfaktor hat sogar die Pflicht, dorthin zu gehen, wo sein Ertrag am größten ist, weil nur so die optimale Kombination erreicht werden kann. Dies kann für den einzelnen nachteilig sein, aber die Gesamtheit erzielt so ihr größtes Einkommen, und das ist es doch, worauf es bei der Harmonievorstellung der Klassiker schließlich ankommt: „Nature seems to have intended that natural dependence should unite all the inhabitants of the earth into one great commercial family<sup>51</sup>.“ Die Tatsache, daß es sich hier nicht um Waren, sondern um Produktionsfaktoren, nicht um Produktionsfaktoren im allgemeinen, sondern um Kapital handelt, macht nach der klassischen Theorie keineswegs den Satz ungültig, daß man dort kaufen soll, wo es billig ist, und dort verkaufen soll, wo es teuer ist. So sagt auch Ricardo, indem er sich gegen Smith und Say wendet, die ein großes Roheinkommen gegenüber einem großen Reineinkommen bevorzugen: „Für ein Individuum mit einem Kapital von 20 000 £, dessen Profit sich im Jahr auf 2000 £ beliefe, würde es völlig gleichgültig sein, ob sein Kapital ein hundert oder ein tausend Menschen beschäftigte . . . Ist das wirkliche Interesse einer Nation nicht ähnlich?“<sup>52</sup> Alle Arbeiter, die beschäftigt werden wollen, werden auch beschäftigt, die Macht eines Landes aber bestimmt sich nach seinem Reineinkommen; ein Unterschied zwischen den größten Vorteilen für die Gesamtheit und den größten Gewinnen der einzelnen kann nicht gezogen werden. Ricardo wendet sich auch gegen die Smithsche Ansicht, daß der Außenhandel nicht so vorteilhaft wie der Binnenhandel sei, da in jedem Fall nur das eine der im Handel verwendeten Kapitale zur Beschäftigung der binnenwirtschaftlichen Arbeit verwendet werde, einer Ansicht, der sich auch Say angeschlossen hatte: „Die vorteilhaftesten Verkäufe bleiben immer doch die, welche eine Nation unter sich selbst macht. Denn sie setzen immer zwei hervorgebrachte Werte voraus, den, welchen man kauft, und den, welchen man verkauft. Man kann daher die Ausfuhr für nichts anderes ansehen als für eine Ergänzung der inneren Konsumtion, die nicht so vorteilhaft ist als diese selbst<sup>53</sup>.“ Hiermit kann sich ein klarer Theoretiker wie Ricardo nicht einverstanden erklären, es sei nicht einzusehen, warum die Beschäftigung zurückgehen oder sich unvorteilhafter gestalten müsse, wenn die ausländischen Kapitalien mit in den Handel eintreten.

<sup>51</sup> N. W. Senior, *The Cost of Obtaining Money and some Effects of Private and Government Paper Money*, London 1830, S. 28.

<sup>52</sup> D. Ricardo, *Grundsätze* a.a.O. S. 356.

<sup>53</sup> J. B. Say, *Traité* etc., 1. Aufl., a.a.O., 1. Bd., S. 126/127.

Ricardos Gegner sind nicht die Merkantilisten, die, wenigstens theoretisch, in hoffnungsloser Situation sich befanden, sein Ziel ist es, die Schwächen der Smithschen Lehre zu überwinden und vor allen Dingen Malthus zu widerlegen. Sowohl Malthus als auch Ricardo finden den Außenhandel vorteilhaft, aber aus verschiedenen Gründen. Malthus sieht den Vorteil in der gesteigerten Nachfrage, Ricardo in der Einfuhr von nützlichen Gütern. Die Steigerung der Nachfrage ist nach seiner Ansicht gar nicht notwendig: „are we all satiated with our own productions?“<sup>54</sup>. Auch sei gar nicht einzusehen, wie durch den Handel die Nachfrage gesteigert werden kann, da diese ja nur durch die Produktion begrenzt ist. Klarheit über die internationalen Beziehungen kann man nur gewinnen, wenn erkannt ist, daß der Außenhandel nur als eine wirkungsvolle Art der Produktion aufgefaßt werden kann, eine indirekte Produktion, indem das Gut als Tauschmittel gegenüber dem Ausland verwendet wird. Der Außenhandel wirkt aus demselben Grunde vorteilhaft wie die Einführung einer besseren Produktionsweise. Er vermindert nicht nur die Beschäftigung nicht, sondern er gibt ihr eine wirksamere Richtung; insbesondere ist die freie Einfuhr der Lohngüter wichtig, da sie die Akkumulationsmöglichkeit der Volkswirtschaft vermehrt. Weiterhin führt aber die Erweiterung des Marktes auch zu einer Verbesserung der Herstellungsmethoden, das Bekanntwerden mit neuen Bedürfnissen regt den Fleiß an, von der Kenntnis fremder Völker geht ein wohlthuender Einfluß auf die Sittlichkeit aus, er vermindert den Neid, und die Ausdehnung des internationalen Handels ist „die Hauptgarantie des Friedens in der Welt“<sup>55</sup>. Um so besser aber, daß wir uns ihm völlig ungezwungen anschließen können, denn wir sind nicht, wie es noch Smith meinte, auf die Ausfuhr angewiesen: Ob Außenhandel vorliegt oder nicht, das Kapital kann sich immer mit einer angemessenen Profitrate reproduzieren. Der Außenhandel hat überhaupt keinen Einfluß auf das, was vom Standpunkt der Werttheorie interessant ist; er berührt nur „wealth“, nicht „value“, denn die Güter, mit denen die Exporteure von den Importeuren bezahlt werden, müssen notwendig den gleichen Wert haben, der von den Exporteuren aufgewandt worden ist. „Da aller Wert der ausländischen Waren nach der Menge des Ertrages unseres Bodens und unserer Arbeit gemessen wird, welche im Austausch für sie gegeben wird, so würden wir keinen größeren Wert erlangen, wenn wir durch die Entdeckung neuer Märkte die doppelte Menge der ausländischen Waren für eine bestimmte

<sup>54</sup> D. Ricardo, Notes on Malthus a.a.O. S. 190/191.

<sup>55</sup> J. St. Mill, Grundsätze a.a.O., 2. Bd., S. 144.

Menge der unsrigen erhielten<sup>56</sup>.“ Der Vorteil des Außenhandels besteht lediglich darin, daß er bei gleichem Wert einen etwas größeren Nutzen bietet, damit stimmt er mit dem Vorteil der Maschinenanwendung überein. Malthus denkt also völlig falsch, wenn er annimmt, der Vorteil des Außenhandels läge in der größeren Nachfrage, denn Nachfrage bedeutet ja Wertäquivalent. Falsch ist es auch, wenn er meint, auf Grund dieser Nachfrage könne der Profit gesteigert werden. Vorübergehend zeigen sich natürlich gesteigerte Profite, die aber durch Konkurrenz dem allgemeinen Niveau angepaßt werden, so daß schließlich der Konsument der alleinige Nutznießer des Außenhandels ist, wenn nicht eine Verbilligung der Lohngüter eintritt. Smith hat behauptet, daß, während mehr Kapital für die Exportgüter verwandt wird, die Nachfrage nach Inlandsgütern doch dieselbe bleibt und daher die Profite im Inland steigen. Es kann jedoch nicht gleichzeitig mehr Auslandsgüternachfrage bei gleichbleibender Inlandsgüternachfrage auftreten, da die Nachfrage durch die eigene Produktion begrenzt ist und nur deren Richtung geändert werden kann. Wenn durch den Außenhandel eine bessere Bedarfsdeckung erfolgen kann und dadurch der Anschein erweckt wird, als könne der einzelne eine größere Nachfrage ausüben, so bezieht sich das doch nicht auf den Wert der Produktion, sondern nur auf die Struktur derselben, die sich den veränderten Beziehungen anpassen muß: Je mehr ausländische Waren konsumiert werden, desto mehr muß exportiert werden und umgekehrt, und „folglich wird in allen Fällen die Nachfrage nach aus- und inländischen Gütern zusammengenommen, so weit der Wert in Frage kommt, durch das Einkommen und das Kapital des Landes begrenzt“<sup>57</sup>.

Wie aber kann Malthus annehmen, daß ohne Außenhandel der Antrieb zur Beschäftigung nicht groß genug wäre? Liegt es nicht im Willen eines jeden Arbeiters, ob er beschäftigt werden kann? Sieht er nicht das Elend der Volksmassen, die noch keineswegs mit Inlandsgütern ausreichend versorgt sind?: „There are hundreds and thousands in such a country as this who . . . would be happy to furnish the activity and attention necessary to obtain commodities<sup>58</sup>.“ Wenn es aber nur die Muße ist, die aus einer zu geringen Inlandsnachfrage folgt, „I am prepared to meet them, and care not how they begin“<sup>59</sup>. Der Handel ist keineswegs besonders förderlich für den Kapitalisten, sondern für den Konsumenten, und wenn im Verlauf der Einbeziehung in den internationalen Handel die Akkumulation steigt, so ist dies die Folge eines

<sup>56</sup> D. Ricardo, Grundsätze a.a.O. S. 119.

<sup>57</sup> ib. id. I. S. 121.

<sup>58</sup> D. Ricardo, Notes on Malthus a.a.O. S. 191.

<sup>59</sup> ib. id. I. S. 193.



gestiegenen Wohlstandes, nicht aber der gestiegenen Profite, denn die Gesetze, die der Verteilung zugrunde liegen, werden durch den Außenhandel nicht berührt: „The rate of profit does not depend on foreign trade, but on the returns for labour on the last land cultivated at home and of the distribution of the produce<sup>60</sup>.“ Nur in einem Fall kann der Außenhandel auf die Profite wirken, wenn er die Lohngüter verbilligt, aber dieser Fall ist in den allgemeinen Verteilungsgesetzen enthalten. *Malthus* behauptet dann, daß der Blick auf den Wert zu eng sei, daß der Außenhandel ja die Macht des Landes über Waren-, Geld- und Arbeitsmärkte verstärken könne. Natürlich, erwidert *Ricardo*, kann dies der Fall sein, und mit leichtem Unterton: So sieht der Kaufmann seine Gewinne an, die er oft auf Kosten anderer macht. Die Aufgabe der Wissenschaft kann es jedoch nicht sein, die Interessen des Kaufmanns zu untersuchen, ihr kommt es nur auf das Gesamtinteresse an. Die gleiche Argumentation wendet sich dann auch gegen die Handelsbeschränkungen, die ja — welch Widerspruch — deswegen gefordert werden, weil angeblich die Nachfrage im Inland zu gering ist. Es ist natürlich möglich, durch solche Beschränkungen die Produktion in einzelnen Gewerbebezweigen zu erhöhen, aber da das Kapital begrenzt ist, nur auf Kosten anderer, die vorteilhafter produziert hätten. Deshalb soll überhaupt ein Vorteil darin bestehen, die Beschäftigung, womöglich auf Kosten des Einkommens zu steigern, wo es doch „ebenso wenig dem Interesse der Nationen als dem der Individuen angemessen (ist), sich ohne Unterschied in jede mögliche Beschäftigung einzulassen“<sup>61</sup>. Und *Senior* schreibt: „The independence of merkantile system is accompanied not by abundance but by privation“ und doppelt zu verurteilen, weil sie sinnlos ist, denn es ist unmöglich, eine Seite zu fördern, „without discouraging to an equal degree the exertions of others . . . every prohibition of importation is a prohibition of exportation“<sup>62</sup>.

Die Abschaffung der Restriktionen wird schlimmstenfalls das „Übel“ zur Folge haben, daß der Ausländer uns seine Waren schenkt. Schließlich hat aber das Merkantilsystem eine unheilvolle Tendenz zur Expansion, denn da eine internationale Währungsverbundenheit besteht, wird die einzige Folge einer Handelsbeschränkung nur in einer entsprechenden Geldbewegung bestehen und der wirksame Schutz der inländischen Produzenten kann nicht erreicht werden „by any measure

<sup>60</sup> *ib. id.* 1, S. 196.

<sup>61</sup> *J. R. MacCulloch*, Grundsätze der politischen Ökonomie, dtsh. von G. M. v. Weber, Stuttgart 1831, S. 104.

<sup>62</sup> *N. W. Senior*, Three Lectures on the Transmission of the Precious Metals from Country to Country and the Mercantile Theory of Wealth, London 1828, S. 49 und 3.

short of the prohibition of all foreign commerce“<sup>63</sup>. Der einzige Vorteil des Außenhandels besteht aber in der Einfuhr, exportiert wird nur aus der Notwendigkeit, die Importe zu bezahlen, und daher bietet auch der Besitz von Kolonien keinen besonderen Nutzen, außer wenn man mit Gewaltanwendung arbeitet. Jede Maßnahme aber, die den Vorteil des einen durch Restriktionen, Verminderung der Arbeitsteilung usw., d. h. auf Kosten des Gesamtvorteils der „weltweiten Handelsfamilie“ anstrebt, wird aber als unvernünftig abgelehnt. Die Quellen des wahren Wohlstandes können hier nicht gesucht werden, sie liegen in der Produktion, d. i. in dem Fleiß der Nation, der Vermehrung der Kapitale, der Sicherheit des Eigentums und der Freiheit der Industrie. Absurd ist es aber, wenn angenommen wird, man könne die Kapitale, die jetzt im Kolonialhandel eingesetzt sind, nicht weiter verwenden, wenn plötzlich die Kolonien vernichtet würden: „Die Arbeit und das Kapital eines Landes können nicht mehr hervorbringen, als das Land zu konsumieren bereit ist. Jedes Individuum hat den Trieb, produktiv oder unproduktiv zu verzehren, was es irgend empfängt . . . Jedes Land hat daher in sich selbst einen Markt für alles, was es zu produzieren vermag“<sup>64</sup>.“ Es zeigt sich hier wieder einmal, daß niemand gezwungen ist, seinen Wohlstand auf Kosten anderer zu begründen, sondern daß eine allgemeine Harmonie besteht dergestalt, daß der, der seinen Nachbarn unterwirft, nur sich selbst schadet, und die Aufzeigung dieser Tatsache „läßt ahnen, wie ersprießlich die Fortschritte der Nationalökonomie für die Menschheit noch sein werden“<sup>65</sup>.

### b) Theorie der Goldbewegungen

Gold ist als international anerkannter Wertmaßstab die Grundlage der Freihandelstheorie und nicht nur ein „barbarisches Überbleibsel“, wie *K e y n e s* sich einmal ausdrückt. Nur eine international gebundene Währung kann Ausdruck internationaler Werte sein, und die Goldbarren, so schreibt *R i c a r d o a n M a c C u l l o c h*, sind die Ware, durch welche der internationale Wert der Währungen ermittelt wird<sup>66</sup>. Nur so kann dem individuellen Handeln genügend Sicherheit gegeben werden, was hier besonders wichtig ist, als hier die Orientierung über große Entfernungen und bei unterschiedlicher Bewertung der Produktionsfaktoren in den einzelnen Ländern erfolgen muß. Der so gesicherten individuellen Freiheit auf internationalem Gebiet entspricht natürlich der Zwang, sich internationalen Veränderungen anzupassen,

<sup>63</sup> *N. W. Senior*, Three Lectures a.a.O. S. 9.

<sup>64</sup> *James Mill*, Elemente a.a.O. S. 299/300.

<sup>65</sup> *J. B. Say*, Handbuch a.a.O., 3. Bd., S. 304.

<sup>66</sup> *D. Ricardo an Mac Culloch* a.a.O. S. 35.

damit nicht die Freiheit dessen, der sich nicht anpassen will, zum Hemmnis für die Entwicklung des anderen wird. Gold ist das Medium, durch das hindurch sich die Anpassung vollzieht, als *causa movens* kann es nur in den goldproduzierenden Ländern angesehen werden, sonst tritt es nur in Erscheinung, wenn ein Ungleichgewicht entstanden ist, es fixiert keine Gleichgewichtslage, es markiert sie bloß. Es verteilt sich dabei auf die einzelnen Länder so, als wenn Tausch bestünde, d. i. nach der vergleichswisen Kraft der Länder zu produzieren: „Whatever occasions a rise or fall in the relative value of the commodities must proportionably affect the nominal exchange with other countries<sup>67</sup>.“ Aus diesem Grunde schreibt *Ricardo* auch, daß der Wechselkurs die Geldentwertung messe. Der durch die Goldparität gegebene Kurs ist der natürliche Preis, den die Währung eines Landes erzielt, das Preisniveau bestimmt ihren Marktpreis, der sich — wie bei allen anderen Preisen — an den natürlichen Preis anpassen muß. Das so gegebene Preisniveau ist von Angebot- und Nachfragebeziehungen genau so unabhängig wie die Wertrelationen im Inland: Diese Größen sind nicht konstitutiv, sie sind nur regulativ in der Erreichung des natürlichen Preises.

*Ricardo* muß als der Schöpfer der Theorie des internationalen Handels angesehen werden, er hat als erster ihre beiden Bestandteile im Hinblick auf das langfristige Gleichgewicht untersucht. Die Größe des Außenhandelsvolumens und seine Struktur werden bestimmt durch die Theorie der komparativen Kosten, die Wertgleichheit der getauschten Güter, die hier nicht gesichert werden kann durch die Bewegung der Produktionsfaktoren, wird erzielt durch die relativen Preisniveaus bzw. den Kurs, die Ausdruck sind für die unterschiedliche Entlohnung und Produktivkraft. Der Kurs bestimmt nicht die Höhe der getauschten Werte (er kann natürlich, wenn er falsch gestellt ist, partielle Ungleichgewichte hervorrufen), denn diese wird güterseitig festgelegt, aber er drückt ein bestehendes Gleichgewicht aus. In diesem Sinne schreibt *Ricardo* an *MacCulloch*: Sie sagen, daß der Kurs abhängt „first on the value of the currency at the place where they (die Wechsel) are made payable compared with the value of the currency at the place where they are drawn and secondly on the relation which the supply of the bills in the market bears to the demand . . . . The supply of the bills and the demand for them must depend on the previous purchases and sales of goods in the two countries, and these are entirely influenced by relative prices“<sup>68</sup>. Hierin ist eine wichtige Voraussetzung der Theorie der Absatzwege mit eingeschlossen. Ange-

<sup>67</sup> Ebendort S. 39.

<sup>68</sup> Ebendort S. 36.

bot und Nachfrage werden durch die relativen Preisniveaus bestimmt und der Kurs sichert die Gleichheit der gehandelten Werte ohne geldseitige Beeinflussung: „Wenn ein auf England lautender 100-£-Wechsel dieselbe Warenmenge in Frankreich oder Spanien ersteht, die man mit einem auf Hamburg lautenden Wechsel vom gleichen Betrage ersteht, wird der Wechselkurs zwischen England und Hamburg al pari stehen<sup>69</sup>.“ Das bedeutet aber keineswegs, daß die Preise in den betreffenden Ländern, umgerechnet über den Kurs, die gleichen sind, und R i c a r d o kann daher auch nicht für die Theorie der Kaufkraftparität reklamiert werden: „Besitzt jedes Land genau die Geldmenge, welche es haben sollte, so wird sicherlich das Geld nicht in jedem denselben Wert haben . . . doch wird der Wechselkurs al pari stehen<sup>70</sup>.“ Hier zeigt sich gerade die Bedeutung der Theorie der komparativen Kosten, die ja auf den unterschiedlichen Produktionsbedingungen, wie sie in den einzelnen Ländern vorliegen, aufbaut und zeigt, daß auch das von der Natur benachteiligte Land mit Vorteil am internationalen Handel teilhaben kann. Die unterschiedlichen Wertrelationen, die in den einzelnen Ländern bestehen, sind Grundlage der Theorie der komparativen Kosten und des internationalen Handels. Der Kurs ist eine Erscheinung der Geldwirtschaft, der vor allen Dingen ein sicheres Zeichen für die zugrunde liegenden Prozesse darstellen soll und aus diesem Grunde schon an das Gold gekettet ist. Die klassische Auffassung tritt hier im Gegensatz zur modernen klar hervor. Es wird so durch dauernde, nach den komparativen Vorteilen folgende Anpassung ein internationales Gleichgewicht gesichert, in welchem die Preise teils von den internationalen Beziehungen, teils auf dem Wege über die unterschiedlichen Ertragssätze der Produktionsfaktoren national bestimmt sind. Diese nationalen Verschiedenheiten werden durch den internationalen Handel nicht beseitigt, sondern stärker ausgebaut. Nicht die merkantilistische Tendenz zur Autarkie, sondern die voranschreitende Spezialisierung sichert das internationale Gleichgewicht. Diese Anpassung im internationalen Handel erfordert jedoch ein höheres Maß an Elastizität als die Veränderung in den binnenwirtschaftlichen Handelswegen, denn die Volkswirtschaft tritt dem Ausland in dem Medium der Währung als Ganzes gegenüber und wird als solches affiziert. Goldbewegungen wirken auf das allgemeine Preisniveau und es ist nicht gesagt, daß gerade immer die Preise berührt werden, die vom Standpunkt des internationalen Gleichgewichts geändert werden müssen, wengleich dies natürlich langfristig der Fall sein wird, denn solange das internationale Gleichgewicht nicht erreicht ist, wird auch die binnenwirt-

<sup>69</sup> D. R i c a r d o, Grundsätze a.a.O. S. 141.

<sup>70</sup> Ebendort S. 141.

schaftliche Marktlage dauernden Anpassungen ausgesetzt sein. Hier liegt jedoch bei den Klassikern die Vorstellung eines natürlichen Gleichgewichts zugrunde, die ihre Anschauungen über die Bedeutung und den Einfluß des internationalen Handels beherrscht.

Die Vorstellung eines durch die Natur der Wirtschaft bestimmten harmonischen Gleichgewichts kommt auch in der Theorie der Zahlungsbilanz zum Ausdruck. Die Merkantilisten und auch *Malthus* vertraten die Ansicht, daß es so etwas wie eine „passive“ Handelsbilanz geben könne, die durch Goldausfuhr ausgeglichen werden müsse, und daß aus dem so entstehenden Ungleichgewicht der Bilanz direkte Nach- oder Vorteile entstehen würden. Grundsätzlich anders ist die Auffassung *Ricardos*: Die Bilanz ist immer ausgeglichen und Gold wird zur Begleichung der Importe genau wie jede andere Ware gemäß seiner Billigkeit herangezogen, ohne daß dadurch besonders unvorteilhafte Folgen eintreten. Durch die Goldbewegungen wird das Preisniveau nicht etwa aus dem Gleichgewicht gebracht, es wird vielmehr das natürliche Gleichgewicht, das entsprechend dem internationalen Gleichgewicht fixiert ist, wiederhergestellt.

Wir sahen, daß *Say* die Ansicht vertritt, Goldausfuhr sei deshalb gleich Warenausfuhr, da ein nicht Gold produzierendes Land Gold selbst nur im Austausch gegen Waren erlangen könne und eine Nation langfristig nur mit den eigenen Produkten bezahlen könne. Dies schließt immer noch die Ansicht ein, daß das Gold eine gewisse Sonderstellung einnehme, weshalb man zeigen muß, daß in Wahrheit die Goldausfuhr gleich einer Warenausfuhr ist und langfristig nicht zuviel Gold exportiert werden könne. *Ricardo* macht diese Unterschiede überhaupt nicht, für ihn ist das Gold eine Ware wie jede andere, die unter bestimmten Umständen am vorteilhaftesten exportiert werden kann, da es das Interesse der Nation wie das eines jeden Individuums es erfordern, daß man immer mit der Ware bezahlt, die man am billigsten liefern kann, wobei die Interessen der Käufer und der Verkäufer harmonieren. Die Auffassung von der Natur des Wirtschaftslebens, in welchem Tausch und Zirkulation nur Zwischenoperationen sind, die nicht ein Ungleichgewicht hervorrufen, sondern nur ein durch ungleiche Wirtschaftsentwicklung entstandenes anzeigen, d. h. Unterschiede in der Sparsamkeit, dem Fleiß, der Produktivität usw. ausdrücken, um damit in der Wirtschaft die notwendigen Anpassungsvorgänge auszulösen, kommt hier in der Ansicht zur Entfaltung, daß, da nur konkurrenzfähige Artikel in Austausch gegeben werden können und daher unter Umständen auch Goldausfuhr notwendig wird, die Goldausfuhr Folge des vergleichsweisen Ungleichgewichts ist, in welchem das Land sich realiter befindet, welches durch die Billigkeit der

Valuta angezeigt wird, deren Export also niemals Folge des Tausches, sondern vielmehr deren Ursache ist.

Export oder Kursfall der Valuta sind also genaue Anzeichen für die Billigkeit derselben, die als die eigentliche Ursache auftritt. Objektives Maß der Billigkeit und strenge Notwendigkeit des Handels gemäß den Bedingungen des allgemeinen Gleichgewichts sind somit wieder erreicht. Es trifft dies auch für die Zahlungsbilanz zu: Kapitale werden in Warenform exportiert bzw. importiert, die die konkurrenzfähigste ist; auch Kredite können einen Goldabfluß nicht aufhalten, wenn die Währung sich in „redundancy“ befindet.

Eben das Wort „redundancy“, das bei *Ricardo* häufig wiederkehrt, drückt ja ein schon entstandenes Ungleichgewicht aus, für dessen beste und schnellste Beseitigung der Goldexport sorgt. „The exportation of the coin is caused by its cheapness, and is not the effect, but the cause of an unfavorable balance<sup>71</sup>.“ Der Geldexport kann daher getrost den Interessen der Individuen überlassen bleiben, die den Ausgleich von Angebot und Nachfrage mit der für die Gesellschaft relativ am unnützlichsten und daher am tiefsten im Preise stehenden Ware vornehmen. Eine andere als die Preiswirkung und der daran anschließende Strukturwandel der Zahlungsbilanz tritt nicht ein. Die Preisveränderung ist das Mittel, um die Anpassung an eine veränderte internationale Gleichgewichtslage zu erreichen. Es ist widersprüchlich, wenn von modernen Theoretikern behauptet wird, die Goldwährung sei nur so lange gut gewesen, als sie sowohl stabile Kurse als auch stabile Preise sichern konnte.

Gold ist im internationalen Handel nicht nur das Mittel, das den Austausch bewirkt, es ist selbst eine Ware, die gehandelt wird, eine Ware, mit deren Tendenz zum Gleichgewicht auf ihrem speziellen Markt zugleich das Gleichgewicht der Gesamtwirtschaft gegenüber dem Ausland gesichert wird. Die Anpassung, die innerwirtschaftlich der einzelne Produzent vollziehen müßte, wenn er zu teuer oder zu billig ist, und die unter Umständen eine Umlenkung der Produktionsfaktoren zur Folge haben kann, vollzieht hier im Verlaufe der Goldbewegungen die ganze Volkswirtschaft; und wie im Inland in der notwendigen Anpassung selbst Freiheit besteht, denn man ist ja nicht gezwungen, diese oder jene Ware zu produzieren, so ist es auch nach außen hin keine Notwendigkeit, sondern freie Wahl, die zur Ausfuhr dieser oder jener Ware veranlaßt: „If we consent to give coin in exchange for goods, it must be from choice, not necessity<sup>72</sup>.“ Wer sich also über die Goldausfuhr beklagt, sieht nicht ein, daß es immer besser ist, die Ware aus-

<sup>71</sup> *D. Ricardo*, *The High Price* a.a.O. S. 12.

<sup>72</sup> *ib. id. l.*

zuführen, die billig ist, als die, die teuer erlangt werden kann, und nur solange als das Gold verhältnismäßig billig ist, wird seine Ausfuhr ja fort dauern. S a y legt dar, daß eine Nation durch die Goldausfuhr geradezu gewinnt, da sie Waren importiere, aber der Wert des im Inland befindlichen Geldes nicht geringer geworden sei. Der Mangel an Korn ist für eine Volkswirtschaft ein großes Übel, da er die Versorgung der Menschen direkt herabsetzt, während ein Mangel an Geld nicht entstehen kann, da das Geld uns nicht durch seine körperlichen Eigenschaften dient, sondern durch seinen Wert, der sich umgekehrt proportional zur Menge ändert. Im gleichen Atemzuge stellt er jedoch auch die merkwürdige Tatsache fest, daß der Handel bei sinkendem Geldwert floriere, betont aber, daß gerade dann kein Geld importiert werden könne. Von diesem Standpunkt aus würde die Goldeinfuhr also vergleichsweise nützlich sein, nur ist sie unmöglich. S a y steht hierin den Merkantilisten nahe, während R i c a r d o und seine Nachfolger die Goldeinfuhr geradezu als ein Übel betrachten. Das Gold kann einem Lande, wie R i c a r d o sagt, aufgezwungen werden durch einen relativ hohen Wert seines Umlaufmittels. Die Anpassungsschwierigkeiten, die sich in dem Lande zeigen, welches Gold importiert, werden als größer angesehen als die, die sich im Goldexportland ergeben. Der Goldimport verursacht eine Umschichtung des Preisgefüges und „must have considerably aggravated the distress of the country“ und, was noch schlimmer ist, „it could have been obtained only by the sacrifice of the results of a portion of our industry“<sup>73</sup>. Der einzige Vorteil des Goldimports liegt schließlich darin, daß man es wieder exportieren kann, um dafür Waren zu erhalten. „If no other results (als die Preissteigerung F. J.) were to have followed from the sacrifice of so much French industry, France had better given away than have sold her five millions worth of silks“<sup>74</sup>.

Grundlage ist die Quantitätstheorie, von der ausgehend eine ebenfalls quantitative Theorie des Kurses gegeben wird. Wichtig ist hier die auch der Quantitätstheorie zugrunde liegende Annahme der Stabilität der Nachfrage nach Gold, so daß also der Verlauf durch sachliche Ursachen und Wirkungen bestimmt ist: „Double the quantity of currency in England and commodities will rise to double their former price in England and twice the quantity of money of England will be given for the former quantity of currency of France“<sup>75</sup>.

Die angenommene Stabilität in der Nachfrage nach Gold ist Ausdruck für die Vorstellung von der Stabilität des Systems selbst, in dem

<sup>73</sup> N. W. Senior, *Three Lectures etc.* a.a.O. S. 34.

<sup>74</sup> *ib. id.* 1, S. 11.

<sup>75</sup> D. Ricardo an MacCulloch a.a.O. S. 35.

auch die Partner systemgerecht handeln, dergestalt, daß durch eine Goldbewegung keine Nettowirkung erzielt werden kann. Dies anzunehmen, wäre — um ein Beispiel von *Senior* zu gebrauchen — genau so absurd wie etwa die Behauptung, man könne das Niveau eines Teiches dadurch verändern, daß man das Wasser auf der einen Seite herausnimmt und es an der anderen wieder hineingießt. Es ist ja gerade durch diese strenge Gesetzmäßigkeit möglich, einem anderen Lande Gold aufzuzwingen oder aber das Schicksal zu erleiden, selbst Gold in Zahlung nehmen zu müssen. Gleichzeitig werden durch diese quantitativen Daten die Grenzen, innerhalb deren sich der Prozeß abspielen kann, eindeutig bestimmt. Es ist unverständlich, wenn *Malthus* und *Thorn* behaupten, es könne eine Unwilligkeit des Auslandes bestehen, unsere Waren aufzunehmen und man könnte so zu einer übermäßigen Ausfuhr gezwungen werden, ein Satz, der, wenn er richtig wäre, den fast mathematischen Zusammenhang der Währungen — der, wie hier ersichtlich ist, auf dem *Say*schen Theorem aufbaut — leugnen würde. Natürlich ist es möglich, daß ein Land auf dem Exportmarkt nicht konkurrenzfähig ist, aber dann liegt dies an dem Unvermögen, sich anzupassen. *Thorn* konnte ja nicht beweisen, warum das Ausland unsere Waren nicht annehmen wollte, wenn wir sie zu den laufenden Preisen lieferten, und daß wir aus diesem Grunde zu einer übermäßigen Goldausfuhr gezwungen wurden. Es kann keineswegs im Interesse der Individuen liegen, von zwei Waren die zu exportieren, die dringender im Inland gebraucht wird. Gold kann daher niemals im Übermaß exportiert werden. Aus diesem Grunde ist eine Veränderung der Auslandsnachfrage auch nie die Ursache, sondern die Folge einer Währungsveränderung. Sie wird durch Teuerkeit oder Billigkeit der Währung ins Gleichgewicht gebracht. Das Ungleichgewicht der Währung bewirkt, daß das Inland geneigt ist, mehr als im Gleichgewicht nachzufragen, das Ausland aber weniger. Die Goldexporte werden so die Ursache des Tausches, sie beruhen auf „*redundancy*“ und nicht auf einer bestimmten Nachfragestruktur des Auslandes, von dem also vorausgesetzt wird, daß es über die Irrtümer des Merkantilsystems genügend aufgeklärt ist. Ein eigentliches Gleichgewicht ist ja erst dann zu erwarten, wenn die ganze Welt liberalisiert ist. Das Nebeneinanderbestehen verschiedener Wirtschaftssysteme verhindert die genaue Fixierung des Gleichgewichts oder macht sie jedenfalls von äußeren Zufällen abhängig. In dem System selbst können Störungen vernachlässigt werden, was seiner objektiven Struktur entspricht. Der Ausfall einer Getreideernte verändert so nicht die Gesetzmäßigkeit und Vorteilhaftigkeit des Freihandels. Solange unsere Währung nicht redundant geworden ist, werden wir mehr Waren importie-



ren, aber auch mehr Waren exportieren, die Anpassung erfolgt sofort: „The exportation of commodities is supposed here to be caused by the previous effect on the exchange; I believe it to be caused by the unusual importation of foreign goods<sup>76</sup>.“ Sollten aber Goldbewegungen eintreten, so sind sie nicht dem Ausfall der Getreideernte, sondern alle einem Grunde zuzuschreiben „namely a redundancy of the currency . . . and not to the demand for particular commodities. These demands are in my opinion regulated by the relative state of the currency; they are not causes but effects“<sup>77</sup>.

Hier ist der klassische Standpunkt klar herausgebracht, die Bestimmtheit durch objektive Größen und die Gleichgültigkeit gegenüber „empirischen“ Bestimmungen, denen die gleiche Wertsumme im volkswirtschaftlichen Kreislauf unterworfen sein kann.

### c) Die Außenhandelstheorie bei J. St. Mill

Die Harmonievorstellung wird bei Mill schon stark modifiziert, wie es der von zunehmender Konkurrenz bedrohten englischen Industrie entspricht. Es herrscht noch immer kein Zweifel daran, daß die Einfuhr den einzigen Vorteil des Außenhandels darstelle, aber es wird gefragt, ob der freie Handel die beste Methode sei, den größtmöglichen Gewinn in dem Handel zu erzielen.

Im Ganzen wird der strenge Zusammenhang, in dem die Theorie des Außenhandels bei den Klassikern steht, bei J. St. Mill wesentlich aufgelockert. Dies zeigt sich zunächst in seiner Anwendung des Angebot- und Nachfrage-Schemas auf den Außenhandel. Im Gegensatz zu Ricardo zeigt er, daß man unter Gewinn im Außenhandel zwei verschiedene Begriffe verstehen kann<sup>78</sup>, und er folgert daraus weiter, daß unter Umständen ein staatlicher Eingriff die Außenhandelsposition eines Landes verbessern könne.

Ein weiterer Unterschied zu Ricardo liegt bei ihm darin, daß er den spekulativen Charakter, den Goldbewegungen im Außenhandel haben können, hervorhebt. Die Ausnutzung der Goldbestände eines Landes ist nicht konstant, sondern wesentlich durch kurzfristige Einflüsse bestimmt<sup>79</sup>. Ricardos Zahlungsbilanztheorie ließ sich dahin

<sup>76</sup> D. Ricardo an MacCulloch a.a.O. S. 41.

<sup>77</sup> D. Ricardo an Malthus a.a.O. S. 11.

<sup>78</sup> „If by gain be meant advantage in the most enlarged sense, that country generally will gain the most which stands most in need of foreign commodities. But if by gain be meant saving of labour and capital obtaining the commodities which the country desires to have whatever they may be, the country will not gain in proportion to its own need of foreign articles, but to the need which foreigners have of the articles which itself produces.“ J. St. Mill, Essay a.a.O. S. 43/44.

<sup>79</sup> Schon Fullarton hatte den Mechanismus, der in diesem Fall eingreift,

zusammenfassen, daß Gold wie jede andere Ware im Außenhandel bewegt würde. Es wirkt nur als Zirkulationsmittel und bewirkt so den unmittelbaren Ausgleich dadurch, daß es sich so auf die einzelnen Länder verteilt, als wenn reiner Tauschhandel bestünde. J. St. Mill, ausgehend von Fullarton, hebt demgegenüber die Reservemittelfunktion des Goldes in internationaler Beziehung hervor, die eigentliche Funktion des Ausgleichs schreibt er aber der Warenbewegung zu.

Die Geldwirtschaft bietet also den Vorteil, nicht nur eine größere Bequemlichkeit beim Tausch herbeizuführen, sondern überhaupt einen kurzfristigen Ausgleich zu ermöglichen, der bei bloßer Tauschwirtschaft nicht möglich gewesen wäre; wobei der Akzent aber auf „Ausgleich“ liegt, denn daran, daß das spekulative Halten von Geld die Wirtschaft stören könnte, wird nicht gedacht. Es ist diese Analyse offenbar ein Fortschritt gegenüber Ricardos Theorie. Festzuhalten ist aber, daß die offenbar werdende größere Elastizität des Systems nicht zur Auflösung desselben führt, sondern seinen Ablauf ruhiger und widerstandsfähiger macht. Es wird gezeigt, daß das System über das langfristige Gleichgewicht hinaus Reserven besitzt, die es bei kurzfristigen Störungen einsetzen kann, um sein natürliches Gleichgewicht zu wahren. Auch wird der Ausgleich durch ein verändertes Verhalten des Auslandes herbeigeführt gedacht, während Ricardo dasselbe noch als konstant annahm und von hier aus Thornton bekämpfte<sup>80</sup>.

Eine grundsätzliche Auflösung des klassischen Gleichgewichtssystems muß aber in der Theorie des Kapitalexports, die J. S. Mill gibt, gesehen werden. Ricardo war noch davon ausgegangen, daß das Kapital jederzeit im Inland angelegt werden könne<sup>81</sup>. J. St. Mill sieht aber die Bedeutung größerer Kapitalversendung vornehmlich auch in einer Veränderung der Austauschrelationen durch Beein-

---

erklärt: In dem Fall, daß kurzfristig plötzliche Zahlungen zu leisten sind, werden die Kaufleute und der Staat zu diesem Zweck Verpflichtungen eingehen, die den Zins in die Höhe treiben, und dadurch wird einerseits das ausländische Kapitalangebot vermehrt, andererseits aber wird die Zinssteigerung „neue Teile des Goldes und Silbers zum Vorschein bringen, das die Goldhändler aufgekauft haben, und zwar einige von ihnen mit der ausdrücklichen Absicht, solche günstigeren Zeiten zur vorteilhafteren Verwendung ihrer Vorräte abzuwarten.“ Grundsätze a.a.O., 2. Bd. S. 271.

<sup>80</sup> „Die von den Kaufleuten und Produzenten im Auslande infolge der besonderen Zahlungen, die sie in England erhielten, gemachten außergewöhnlichen Gewinne werden ziemlich sicher zum Teil in vermehrten Ankäufen englischer Waren . . . ausgegeben, obwohl diese Wirkung sich nicht mit solcher Schnelligkeit offenbaren wird, daß dadurch sogleich im Anfang die Goldübersendungen entbehrlich gemacht werden könnten. Die besonderen Käufe werden die Zahlungsbilanz zugunsten Englands wenden und allmählich einen Teil des ausgeführten Goldes wie der ersetzen.“ ib. id. 1, S. 278/279.

<sup>81</sup> D. Ricardo, Grundsätze a.a.O. S. 293.

flussung der Angebots- und Nachfrage-Kurve. Zusätzlich hat der Kapitalexport aber für ihn noch die Bedeutung, daß er den Gewinnfall im Inland verhindert, indem einerseits weniger Arbeit im Inland nachgefragt wird, andererseits aber ausländische Rohstoffquellen und Agrargebiete zu einer billigeren Versorgung beitragen können. Da die Anlage von Kapital nach der Ansicht von J. St. Mill im Inland begrenzt ist, kann man „mit Recht behaupten, daß bis zu einem gewissen Punkte England desto mehr Kapital besitzen und in der Heimat zurückhalten kann, je mehr nach auswärts gesandt wird“<sup>82</sup>.

Hier zeigt sich am deutlichsten der Abstand zu Ricardo und der Richtungswandel, den die nationalökonomische Theorie auch auf diesem Gebiete unter den Händen von J. St. Mill erfährt.

---

<sup>82</sup> J. St. Mill, Grundsätze a.a.O., 2. Bd. S. 378.